VII. Jahrg. Mai—Juni 1933 Nr. 5/6

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Heilpädagogik

S. Ferenczi † . Ein kleiner Hahnemann
H. Meng . . . . Psychoanalyse und Heilpädagogik
H. Zulliger . . . Psychoanalytische Hilfe bei Erziehungsschwierigkeiten
M. Schmideberg Kindliche Neurosen
Else Fuchs . . . Neid und Freßgier
A. Pörtl . . . . Verspätete Reinlichkeitsgewöhnung
K. Pensimus . . Folgen der Entrechtung
Herta Fuchs . . Probleme der heilpädagogischen Kindergartengruppen
Berichte

Preis dieses Heftes Mark 2·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marienstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger
Ittingen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, IX., Lustkandlgasse 12

12 Hefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 13·50*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr. 12·50*

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Das nächste Heft dieser Zeitschrift (7) wird besonders **Kinder- und Jugendlichen-Analysen** behandeln.

In Vorbereitung befinden sich ferner die Sonderhefte **„Die Angst des Kindes"** und **„Psychoanalyse des Erziehers"**. Wir bitten unsere Mitarbeiter, eventuelle Beiträge hiefür nunmehr umgehend einzusenden.

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VII. Jahrg. Heft 5/6 Sonderheft Heilpädagogik Mai–Juni 1933

Ein kleiner Hahnemann[1]

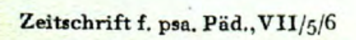
Von Dr. Sandor Ferenczi †

Eine Dame, die als einstige Patientin an den psychoanalytischen Bestrebungen Anteil nimmt, machte mich auf den Fall eines kleinen Jungen aufmerksam, von dem sie vermutete, daß er auch uns interessieren werde. Es handelte sich um einen damals fünfjährigen Knaben, den kleinen Arpád, der nach der übereinstimmenden Aussage aller Angehörigen bis zum Alter von dreieinhalb Jahren sich geistig und körperlich vollkommen regelrecht entwickelt haben und ein ganz normales Kind gewesen sein soll; er sprach fließend und verriet in seinen Reden viel Intelligenz.

Mit einem Male wurde es ganz anders. Im Sommer 1910 reiste die Familie in einen österreichischen Kurort, wo sie auch den vorausgegangenen Sommer verbracht hatte, und mietete sich in dieselbe Wohnung wie im Vorjahre ein. Sofort nach der Ankunft veränderte sich das Wesen des Kindes in merkwürdiger Weise. Früher interessierte er sich für alle Vorgänge in und außer Hause, die die Aufmerksamkeit eines Kindes fesseln können; von nun an hatte er nur für ein einziges Ding Interesse, und das war das Geflügelhaus im Hofe der Sommerwohnung. In aller Früh eilte er zum Federvieh, betrachtete es mit unermüdlichem Interesse, ahmte dessen Stimmen und Bewegungen nach, schrie und weinte, wenn er aus dem Hühnerhof mit Gewalt entfernt wurde. Doch selbst fern vom Geflügelhaus tat er nichts anderes als krähen und gackern. Er tat das stundenlang unausgesetzt, antwortete auf Fragen nur mit diesen Tierstimmen, so daß die Mutter ernstlich besorgt war, ihr Kind werde das Reden verlernen.

Diese Sonderbarkeit des kleinen Arpád hielt während der ganzen Dauer des Sommeraufenthaltes an. Als dann die Familie wieder nach Budapest zurückkehrte, begann er wieder menschlich zu sprechen, allerdings beschäftigte er sich auch in der Rede fast ausschließlich mit Hähnen, Hennen,

1) Zuerst veröffentlicht in Int. Zeitschr. f. Psa., I, 1913.



Hühnern, höchstens noch mit Gänsen und Enten. Sein gewöhnliches, täglich unzähligemal wiederholtes Spiel war und blieb das folgende: Er knüllt aus Zeitungspapier Hühner und Hähne, bietet sie zum Verkaufe an, dann nimmt er irgend einen Gegenstand (meist einen kleinen flachen Besen), ernennt ihn zum Messer, trägt sein „Geflügel“ unter die Wasserleitung (wo die Köchin auch in Wirklichkeit die Hühner zu schlachten pflegt) und schneidet seinem Papierhuhn den Hals durch. Er zeigt, wie das Huhn verblutet, und ahmt mit Stimme und Gebärden meisterhaft den Todeskampf des Geflügels nach. — Werden im Hofe Hühner zum Kaufe angeboten, so wird der kleine Arpád rastlos, läuft bei der Tür hinaus und hinein und ruht nicht, bis die Mutter davon kauft. Er will offenbar Zeuge ihres Schlachtens sein. Vor lebenden Hähnen hat er aber nicht geringe Angst.

Die Eltern haben das Kind unzähligemal gefragt, warum er sich vor dem Hahn so fürchte, und Arpád erzählte immer die gleiche Geschichte; er sei einmal zum Geflügelhaus gegangen, habe dort hineinuriniert, da sei ein Huhn oder Kapaun mit gelben (manchmal sagt er mit braunen) Federn gekommen, hätte ihn ins Glied gebissen und Ilona, das Stubenmädchen, hätte ihm die Wunde verbunden. Dann habe man dem Hahn den Hals abgeschnitten, so daß er „krepierte“.

Nun erinnern die Eltern des Kindes tatsächlich dieses Vorkommnis, das sich während des e r s t e n in jenem Kurort verbrachten Sommers ereignet hatte, wo also Arpád erst zweieinhalb Jahre alt war. Die Mutter hörte eines Tages den Kleinen entsetzlich schreien und erfuhr vom Stubenmädchen, daß er vor einem Hahne, der ihm nach dem Glied geschnappt habe, fürchterlich erschrocken sei. Da Ilona nicht mehr bei der Familie bedienstet ist, war nicht zu ermitteln, ob Arpád damals wirklich verletzt wurde oder (wie die Mutter erinnert) von jener Ilona nur zu seiner Beruhigung mit einem Wundverband versehen worden war.

Das Merkwürdige an der Sache ist nun, daß sich die psychische Nachwirkung dieses Erlebnisses beim Kinde nach einer Latenzzeit von einem ganzen Jahre, beim zweitmaligen Beziehen der Sommerwohnung, eingestellt hat, ohne daß in der Zwischenzeit etwas vorgefallen wäre, was den Angehörigen diese plötzliche Wiederkehr der Angst vor dem Geflügel und des Interesses dafür hätte erklären können. Ich ließ mich aber durch die Negativität dieser Aussage nicht davon abhalten, eine durch die psychoanalytische Erfahrung genugsam gerechtfertigte Frage an die Umgebung des Kleinen richten zu lassen, die nämlich, ob nicht im Laufe jener Latenzzeit dem Kinde wegen des wollüstigen Betastens der Genitalien — wie das so oft vorkommt — mit Abschneiden des Gliedes gedroht worden war. Die nur widerwillig gegebene Antwort war nun die, daß der Knabe allerdings jetzt (im Alter von fünf Jahren) gern mit dem Gliede spiele, dafür oft auch Strafen bekomme, es sei auch „nicht unmöglich“, daß ihm einmal jemand „scherzweise“ mit dem Abschneiden gedroht habe, auch

sei es richtig, daß Arpád schon seit „längerer Zeit" diese üble Gewohnheit habe; ob er das aber auch schon in jenem Latenzjahr gehabt habe oder nicht, wisse man nicht mehr.

Aus dem Weiteren wird sich nun ergeben, daß Arpád diese Drohung später tatsächlich nicht erspart geblieben ist, so daß man befugt ist, an der Wahrscheinlichkeit der Annahme festzuhalten, daß die inzwischen erfahrene Drohung es war, die das Kind beim Wiedersehen der Stätte des ersten, gleichfalls das Heil seines Gliedes gefährdenden schrecklichen Erlebnisses so ungeheuer erregt hatte. Natürlich ist auch eine zweite Möglichkeit nicht auszuschließen, die nämlich, daß auch schon jener erste Schreck infolge einer noch früher gefallenen Kastrationsdrohung so übertrieben ausfiel und die Erregung beim Wiedersehen des Geflügelhauses der inzwischen erfolgten Libidosteigerung zuzuschreiben ist. Leider ließen sich diese Zeitverhältnisse nicht mehr rekonstruieren und wir müssen uns daher mit der Wahrscheinlichkeit des ursächlichen Zusammenhanges zufriedengeben.

Die persönliche Untersuchung des Knaben ergab nichts Auffälliges oder Abnormes. Sofort beim Betreten meines Zimmers lenkte aus der großen Anzahl von Bibelots, die herumliegen, gerade ein kleiner bronzener Auerhahn seine Aufmerksamkeit auf sich; er brachte ihn zu mir und frug: „Willst du ihn mir geben?" Ich gab ihm Papier und Bleistift, womit er sofort (nicht ungeschickt) einen Hahn zeichnete. Dann ließ ich mir von ihm die Geschichte mit dem Hahn erzählen. Aber er war schon gelangweilt und wollte zu seinen Spielsachen zurück. Die direkte psychoanalytische Untersuchung war also nicht möglich und ich mußte mich darauf beschränken, durch die Dame, die sich für den Fall interessierte und die als Nachbarin und Bekannte der Familie den Kleinen stundenlang beobachten konnte, seine merkwürdigen Sprüche und sein Gebaren notieren zu lassen. Soviel konnte ich aber doch selbst feststellen, daß Arpád geistig sehr rege und auch nicht unbegabt ist; allerdings ist sein geistiges Interesse und seine Begabung eigentümlich um das gefiederte Volk des Hühnerhofes zentriert. Er gackert und kräht meisterhaft. In aller Frühe weckt er die Familie — ein richtiger Chanteclair — mit einem kräftigen Krähen. Er ist musikalisch, singt aber immer nur Volkslieder, in denen Hahn, Huhn oder Verwandtes vorkommt, besonders liebt er das Lied:

„Nach Debreczen muß ich laufen,
Einen Truthahn dort zu kaufen",

dann die Lieder: „Hühnchen, Hühnchen, komm, komm, komm!" und

„Unterm Fenster sind zwei Küchlein,
Zwei kleine Hähne und ein Huhn".

Er kann auch — wie erwähnt — zeichnen, aber er zeichnet ausschließlich Vögel mit großen Schnäbeln, die allerdings mit großem Geschick. Man sieht so die Richtungen, in denen er sein pathologisch starkes Inter-

esse für diese Tiere zu s u b l i m i e r e n sucht. Die Eltern mußten sich schließlich mit seinen Liebhabereien abfinden, da sie sahen, daß Verbote nichts fruchten, und ließen sich herbei, ihm als Spielzeug verschiedene Vögel aus unzerbrechlichem Material zu kaufen, mit denen er allerhand Phantasiespiele aufführt.

Im allgemeinen ist Arpád ein lustiger Bursche, aber wenn er angefahren oder geschlagen wird, sehr trotzig. Er weint faßt nie, bittet nie um Verzeihung. Nebst diesen Charaktereigenschaften sind aber bei ihm Spuren echt neurotischer Züge unverkennbar; er ist schreckhaft, träumt viel (von Geflügel natürlich) und schläft oft unruhig. (Pavor nocturnus?)

Die merkwürdigen Sprüche und Taten Arpáds, die von meiner Gewährsmännin notiert wurden, zeugen zumeist von ungewöhnlicher Lust am Phantasieren über grausames Quälen von Federvieh. Sein typisches Spiel, die Nachahmung des Hühnerschlachtens, erwähnte ich bereits; hinzufügen muß ich noch, daß er auch in seinen „Geflügelträumen" meist „krepierte" Hühner und Hähne sieht. Von seinen charakteristischen Sprüchen will ich hier einige wortgetreu übersetzen:

„Ich möchte", sagte er einmal unvermittelt, „einen lebenden g e r u p f t e n Hahn haben. Er soll keine Flügel, keine Federn, keinen Schwanz haben, nur einen Kamm, und er soll gehen können."

Er spielt in der Küche mit einem soeben von der Köchin geschlachteten Huhn. Auf einmal geht er ins Nachbarzimmer, holt aus der Schublade des Toilettenspiegels das Brenneisen und ruft: „J e t z t s t e c h e i c h d i e b l i n d e n A u g e n dieses krepierten Huhnes aus." Das Schlachten des Federviehs ist ihm überhaupt ein Fest. Er ist imstande, s t u n d e n l a n g um die Tierleichen hochgradig erregt herumzutanzen.

Jemand fragt ihn, auf das geschlachtete Huhn zeigend: „Möchtest du, daß es wieder erwacht?" „Zum Teufel möcht' ich's, ich schlüg' es sofort selbst nieder."

Oft spielt er mit Kartoffeln oder Rüben (die er für Hühner erklärt), indem er sie mit einem Messer in kleine Stücke schnitzelt. Einen Topf, auf dem Hühner gemalt sind, will er um jeden Preis zu Boden werfen.

Seine Affektregungen dem Geflügel gegenüber sind aber durchaus nicht einfach gehässig und grausam, sondern deutlich a m b i v a l e n t. Sehr häufig küßt und streichelt er das geschlachtete Vieh oder er „füttert" seine hölzerne Gans mit Mais, wie er das von der Köchin gesehen hat; er gackert und piepst dazu ununterbrochen. Einmal warf er seine unzerstörbare Puppe (ein Huhn) aus Wut darüber, daß er sie nicht zerreißen konnte, in den Ofen, holte es aber sofort wieder heraus, reinigte und liebkoste es. Den Tierfiguren seines Bilderbuches erging es aber schlimmer, er zerriß sie dann natürlich in Stücke, konnte sie nicht wiederbeleben, was ihn sehr betrübte.

Kämen solche Symptome bei einem erwachsenen Geisteskranken zur Beobachtung, so würde der Psychoanalytiker nicht zögern das übermäßige

Lieben und Hassen des Geflügels im Sinne einer Übertragung unbewußter Affekte zu deuten, die eigentlich Menschen, wahrscheinlich nahen Angehörigen gelten, aber verdrängt sind und sich nur in dieser verschobenen, entstellten Weise manifestieren können.

Er würde ferner das Rupfen- und Blendenwollen der Tiere als Symbole von Kastrationsabsichten deuten und den ganzen Symptomkomplex als Reaktion auf die Angst auffassen, die dem Kranken die Idee der eigenen Kastration einflößt. Die ambivalente Einstellung würde dann im Analytiker den Verdacht erwecken, daß im Seelenleben des Kranken einander widersprechende Gefühle sich die Waage halten; auf Grund zahlreicher Erfahrungstatsachen müßte er vermuten, daß diese Ambivalenz wahrscheinlich dem Vater gilt, der — obzwar sonst geehrt und geliebt — wegen der sexuellen Einschränkungen, die er streng anbefiehlt, gleichzeitig auch gehaßt werden muß. Mit einem Worte, die analytische Deutung würde lauten: der Hahn bedeutet im Symptomkomplex den Vater[1].

Im Falle des kleinen Arpád können wir uns die Mühe der Deutung ersparen. Die Verdrängungsarbeit vermochte bei ihm die wirkliche Bedeutung seiner Sonderbarkeiten noch nicht ganz zu verdecken; das Ursprüngliche, das Verdrängte schimmert noch in seinen Reden durch, ja, es kommt zeitweise mit verblüffender Offenheit und Rohheit klar zum Vorschein.

Seine Grausamkeit äußert sich oft auch Menschen gegenüber, und zwar richtet sie sich auffällig oft gegen die Genitalregion Erwachsener.

„Ich haue eins auf Ihren Dreck (sic!), auf Ihren Popo", sagte er gern einem etwas älteren Jungen.

„Ich schneide Ihnen die Mitte aus", sagte er einmal noch viel deutlicher.

Die Idee der Blendung beschäftigt ihn nicht selten. „Kann man einen mit Feuer oder mit Wasser blind machen?" fragt er einmal die Nachbarin.

(Auch beim Geflügel interessieren ihn die Genitalien auffällig. Bei jedem Huhn, das geschlachtet wird, muß man ihm über das Geschlecht — ob Hahn, Henne oder Kapaun — Aufklärung geben.)

Er läuft zum Bette eines erwachsenen Mädchens und ruft: „Ich schneide dir den Kopf ab, lege ihn auf deinen Bauch und esse ihn auf."

Einmal sagt er ganz plötzlich: Ich möchte eine eingemachte Mutter essen (*per analogiam:* eingemachtes Huhn); man müßte meine Mutter in einen Topf tun und kochen, dann wäre eine eingemachte Mutter und die könnt' ich essen." (Er grunzt und tanzt dazu.) „Ich würde ihr

---

1) In einer sehr großen Zahl von Traum- und Neurosenanalysen entdeckt man hinter einer Tierfigur die Gestalt des Vaters. Siehe Freud, „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben" (Ges. Schr., Bd. VIII), und „Märchenstoffe in Träumen" (Ges. Schr., Bd. III). Einer mündlichen Mitteilung Freuds entnehme ich, daß eine seiner nächsten Arbeiten diese Identität zur Aufklärung des Totemismus verwerten wird. (Seither veröffentlicht: „Totem und Tabu" Ges. Schr., Bd. X).

den Kopf abschneiden und so essen." (Er macht dazu Bewegungen, als äße er etwas mit Messer und Gabel.)

Nach solchen kannibalischen Wunschregungen bekommt er aber sofort gegensätzliche, gleichsam reuige Anwandlungen, wo er masochistisch nach grausamen Strafen lechzt. „Ich will verbrennen", ruft er dann: „Brechen Sie mir einen Fuß ab und legen Sie ihn aufs Feuer."

„Ich schneide mir den Kopf auf. Ich möchte mir den Mund aufschneiden, damit ich keinen habe."

Doch damit ja kein Zweifel daran möglich ist, daß er unter Hahn, Huhn, Küchlein die eigene Familie versteht, sagt er einmal unvermittelt: „Mein Vater ist der Hahn!", ein anderes Mal: „Jetzt bin ich klein, jetzt bin ich ein Küchlein. Wenn ich größer werde, bin ich ein Huhn. Wenn ich noch größer werde, bin ich ein Hahn. Wenn ich am größten werde, bin ich ein Kutscher." (Der Kutscher, der den Wagen lenkt, scheint ihm noch mehr zu imponieren als der Vater.)

Nach diesem selbständigen und unbeeinflußten Geständnis des Jungen haben wir etwas mehr Verständnis für die ungeheure Erregung, mit der er seinerzeit das Treiben im Hühnerhof zu beobachten nicht müde wurde. Alle Geheimnisse der eigenen Familie, über die ihm zu Hause jede Auskunft vorenthalten ward, konnte er im Geflügelhaus bequem beobachten; die „hilfreichen Tiere" zeigten ihm unverhüllt alles, was er nur sehen wollte, insbesondere auch das stets rege Sexualtreiben zwischen Hahn und Henne, das Eierlegen und das Herauskriechen der jungen Brut. (Die Wohnungsverhältnisse bei den Eltern Arpads sind derart, daß der Kleine ganz unzweifelhaft auch zu Hause Ohrenzeuge von ähnlichen Vorgängen gewesen ist. Die so geweckte Neugierde mußte er dann durch das unersättliche Anschauen der Tiere befriedigen.)

Auch die letzte Bestätigung meiner Annahme, daß die krankhafte Angst vor dem Hahn in letzter Linie auf Kastrationsbedrohung wegen Onanie zurückzuführen ist, blieb uns Arpad nicht schuldig.

Eines Morgens fragt er die Nachbarin: „Sagen Sie, warum sterben die Menschen?" (Antwort: „Weil sie alt und müde werden.") „Hm! Also meine Großmutter war auch alt? Nein! Die war nicht alt und doch ist sie gestorben. Oh, wenn es einen Gott gibt, warum läßt er mich immer fallen. (Er meint: stolpern, hinstürzen.) Und warum macht er so, daß die Menschen sterben sollen?" Dann beginnt er sich für Engel und Seelen zu interessieren, worauf ihm die Erklärung gegeben wird, daß das nur Märchen sind. Da wird er ganz starr vor Schreck und sagt: „Nein! Nicht wahr! Es gibt Engel. Ich habe einen gesehen, der die toten Kinder in den Himmel trägt." Dann fragt er entsetzt: „Warum sterben die Kinder?" „Wie lange kann man leben?" Es gelingt nur schwer, ihn zu beruhigen.

Es stellt sich dann heraus, daß am selben Tage frühmorgens das Stubenmädchen plötzlich seine Bettdecke aufhob und sah, daß er am

Gliede manipulierte, worauf sie ihn mit Gliedabschneiden bedrohte. — Die Nachbarin sucht ihn zu beruhigen und sagt ihm, man werde ihm nicht wehtun. So was mache ja auch jedes andere Kind. Daraufhin schreit Arpad entrüstet: „Es ist nicht wahr! Nicht jedes Kind! Mein Papa hat nie so was gemacht."

Nun verstehen wir besser seine unstillbare Wut dem Hahn gegenüber, der mit seinem Gliede dasselbe tun wollte, womit ihn die „Großen" bedrohten, und die Hochachtung vor diesem Sexualtier, das all das zu tun wagt, wovor ihm eine so heillose Angst eingejagt wurde; wir verstehen auch die grausamen Strafen, die er sich (wegen der Onanie und der sadistischen Phantasien) zuerkennt.

Gleichsam um das Bild zu vervollständigen, beginnt er sich in letzterer Zeit mit religiösen Gedanken viel zu beschäftigen. Alte bärtige Juden flößen ihm große, mit Angst gemischte Achtung ein. Er bittet die Mutter, sie solle diese Bettler in die Wohnung hereinrufen. Kommt aber einer wirklich, so versteckt er sich und beobachtet ihn aus respektvoller Ferne; als so einer wegging, ließ er den Kopf hängen und sagte: „Jetzt bin ich ein Bettlerhuhn." Die alten Juden interessieren ihn, wie er sagt, weil sie „von Gott" (aus dem Tempel) kommen.

Zum Schluß sei noch eine Änderung Arpads wiedergegeben, die zeigt, daß er nicht umsonst so lange dem Treiben des Hühnervolkes zugeschaut hat. Er sagte einmal allen Ernstes zur Nachbarin: „Ich werde Sie heiraten und Ihre Schwester und meine drei Cousinen und die Köchin, nein, statt der Köchin lieber die Mutter."

Er will also wirklich ein „Hahn im Korbe" werden.

Psychoanalyse und Heilpädagogik [1]

Dr. med. Heinrich Meng, Frankfurt a. M.

Der heilpädagogisch tätige Arzt oder Psychologe muß Einfühlung in des Kindes seelisches Wesen haben und über ein klar geordnetes, naturwissenschaftlich gesichertes Wissen der psychiatrischen und psychologischen Zusammenhänge und Tatsachen verfügen. Einfühlung in den heranwachsenden Menschen ist ohne psychoanalytisches Wissen schwierig, oft unmöglich; bestimmte Situationen im Leben aller Menschen werden erst durch die Psychoanalyse unserem Verständnis näher gebracht. Hier kann nur allgemein über die Beziehungen der Psychoanalyse zur Kinderforschung, zur Pädagogik und zur Heilpädagogik gesprochen werden. Wer die Entwicklung und die Tiefe der Gebiete kennen lernen will, wendet sich zweckmäßig an die Originalquellen[2].

Es wird allmählich üblich, daß gleich den Ärzten, die ihre Patienten der Psychoanalyse zu unterziehen gedenken, auch Psychologen und Pädagogen zuerst die eigene Analyse durchmachen, vor allem dann, wenn sie sich mit Psychoanalyse eingehend zu beschäftigen gedenken. Auch Aichhorn betont, daß dieser Weg das Verständnis für die seelischen Probleme in einem Maß vertieft und erweitert wie keine andere Methode zuvor.

Was hat die Psychoanalye für die Heilpädagogik geleistet? Sie hat unser Verständnis und unsere Kenntnis der verschiedenen Arten von Fehlentwicklung vermehrt; sie läßt uns viele Fehlanlagen als quantitative Steigerung auch sonstiger normaler Teilanlagen richtig einordnen und läßt dadurch schon prognostisch das erreichbare und dem einzelnen Menschen eigene Erziehungsziel eher abstecken. Sich einem allgemeinen und gleichen Ziel für alle Heilfälle annähern zu wollen, scheint nicht möglich; das Ziel der Anlage nach abzustecken, erspart manche Sisyphusarbeit der Erziehung. Die bisherige Erziehung hat nur zu oft versucht, umso mehr eine Einordnung erzwingen zu wollen, je weniger die Anlage dazu vorhanden war. Den z. B. konstitutionellen Trotz zu brechen, ist oft psychoanalytisch indiziert. Solche erzieherische Entsagung gestattet meist, wenn eine latente normale Anlage bei einem späteren Entwicklungsschub, namentlich in der Pubertät, manifest wird, das nun besser erziehbar gewordene Individuum noch zur Einordnung zu bringen.

Die Psychoanalyse hat ferner viele Fälle von scheinbarer Unerziehbarkeit, von Kinderfehlern und von ausgesprochenen Abnormitäten als die Begleiterscheinungen einer Kinderneurose erkennen lassen. So kann

---

1) Nach einem auf Einladung des Mainzer Instituts für Psychologie, Jugendkunde und Heilpädagogik im Rahmen einer Vorlesungsreihe gehaltenen Vortrag.

2) Besonders sei auf das Buch Aichhorn „Verwahrloste Jugend“ hingewiesen.

manche Trotzerscheinung, manche scheinbare Faulheit Begleiterscheinung einer Zwangsneurose sein. Ungeselligkeit und Interesselosigkeit sind oft Folgen von Zwangsgrübeln, das das Kind wohl verborgen hält. Lügenhaftigkeit, Diebereien und Großtuerei beruhen nicht selten auf geheimer Phantastik, welche den infantilen Kern der späteren Hysterie ausmacht. Wir wissen heute, daß jede spätere Neurose durch die meist unterbrochene Fortentwicklung einer Kinderneurose entsteht. Diese Kinderneurosen werden von der nicht psychoanalytisch geschulten Pädagogik übersehen oder als „Unart“ aufgefaßt und bekämpft und nicht als neurotische Störung beachtet. Die große Mehrzahl von Kinderneurosen wird spontan überwunden, sie heilen mit geringerer oder größerer Änderung des Charakters. Zu erkennen, welche Kinderneurose Behandlung erfordert, welche nur Verständnis, das wird Aufgabe der kommenden psychoanalytischen Pädagogik sein.

Wir verdanken danach der Psychoanalyse eine neue Art von Therapie, welche früh einsetzen kann, und viele Objekte der eigentlichen Heilpädagogik entziehen wird. Die Kinderanalyse tritt schon heute vielfach an Stelle der Heilpädagogik; doch müssen wir das Wort „an Stelle treten“ je nach der angewandten Technik einschränken. Es bestehen nämlich heute schon zwei Methoden der Kinderpsychoanalyse; die eine davon überträgt die Methode der Psychoanalyse Erwachsener mit entsprechender Anpassung direkt auf die Behandlung, so besonders Melanie Klein, London.

Melanie Klein versetzt das zu behandelnde Kind in seine eigene Welt, d. h. sie läßt es im Spielzimmer seine Aktionen ausführen. Man erhält so einen Einblick in die Ausdrucksfähigkeit bereits in einer Zeit, in der der sprachliche Ausdruck noch nicht möglich oder mangelhaft ist. Das Kind hat beim Spiel Einfälle und Assoziationen, die Frau Klein wie den freien Einfall des Erwachsenen wertet, und sie deutet jede spielerische Handlung auf ihren Symbolwert. Es ist hier nicht der Platz, zu der Technik von Frau Klein Stellung zu nehmen, vor allem, da selbst innerhalb der psychoanalytischen Schule ein abschließendes Urteil noch nicht möglich ist. Fest steht, daß die Klein'sche Spielmethode wertvolle Beiträge geliefert hat zum Kennenlernen des gesunden und kranken Kindes, vor allem in seiner Frühzeit.

Die andere Methode der Kinderanalyse steht der Pädagogik insofern näher, als der Analytiker bemüht ist, sich für die Dauer der Analyse auch die erzieherische Autorität zu verschaffen. Er verwendet sie dazu, um dem Kinde am Ende der analytischen Arbeit bei der Bewältigung der bewußt gewordenen inneren Konflikte behilflich zu sein. Anna Freud hat die Technik dieser Art Kinderanalyse im Lauf der Jahre entwickelt. Sie versucht, analog dem Vorgang in der Erwachsenenanalyse, den Zugang zum Unbewußten vom Bewußtsein des Patienten aus zu finden. Die technischen Abweichungen von der Erwachsenenanalyse ergeben sich im großen und ganzen aus der verhältnismäßigen Unreife und Abhängigkeit des kindlichen Ichs und Über-Ichs. Derselbe Tatbestand macht es auch notwendig, die Personen und Einflüsse aus der Umwelt des Kindes in der Analyse

mit zu berücksichtigen, im günstigsten Falle die Analyse im Kontakt mit ihnen durchzuführen.

Die Psychoanalyse — sei es ohne ständige Verbindung mit Erziehung, sei es mit solcher — ist zur Heilpädagogik geworden; sie ist gleichzeitig eine Prophylaxe gegen das spätere Erkranken an einer Neurose und — unter bestimmten Vorraussetzungen — auch an einer Psychose. Der psychoanalytische Heilpädagoge in der Kindheit spart den psychoanalytischen Heilarzt im Alter der Reife, er erspart aber auch damit Jahre der Krankheit, der Fehlentwicklung und der Kraftvergeudung. Es ist klar, daß solche Psychoanalyse der Kinderneurosen ein Grenzgebiet zwischen Arzt und Pädagogen ist; es muß beiden Berufen zugänglich sein, beiden Berufen auch deshalb, damit alle Fortschritte der Wissenschaften dem Grenzgebiet unmittelbar zu Nutze kommen, und nicht mühsam die Medizin der Pädagogik oder umgekehrt nachzuhumpeln genötigt sei.

Die Psychoanalyse ist in der Form der Lehranalyse die wünschenswerte, nach unserer Meinung heutzutage unumgängliche Erziehungshilfe für die Erziehung des Heilpädagogen, auch wenn er nicht die Psychoanalyse praktisch und methodisch zum Psychoanalysieren anwenden will. Man kann sich von der Fortwirkung des Unbewußten, von der gleichbleibenden Energie der verdrängten Regung, von der Bedeutung der Lösung von Verdrängungen, von Widerständen und Übertragungen überzeugen, wenn man sie in der eigenen Analyse erlebt hat. Es kann sein, daß später, wenn die psychoanalytische Wissenschaft zur allgemein angewendeten Basis aller beobachtenden Psychologie geworden ist, die eigene Psychoanalyse nicht mehr zum Lernen, sondern nur mehr zum Gesunden Verwendung finden wird. Die Psychoanalyse hat ja auch gezeigt, daß die Fehler, welche der einzelne Erzieher und welche die Schule machen, weniger durch mangelndes Wissen oder durch Irrtümer entstehen, sondern gesetzmäßig bedingt sind durch die Relation zwischen den bewußt und unbewußt aufeinanderwirkenden fixierten Libidopositionen oder in einfacheren Worten, durch die Strebungen und Ideale von Lehrer und Schüler. Insbesondere überschätzt der Erzieher solche Tendenzen des zu Erziehenden, deren Verdrängung er in sich selbst nur mit Mühe zustandebringt und mißversteht solche, die seinem Bewußtsein ferne sind.

Die Psychoanalyse macht demnach die Erziehungsfolge von der persönlichen Gleichung des Erziehers unabhängig. Aus dem gleichen Grunde ist ja auch die Lehranalyse des analytischen Therapeuten nötig, damit auch dessen Verständnis nicht durch die eigene Teilneurose zu viel Lücken enthält. Zwischen Gesundheit und Krankheit der Seele, zwischen Normalität und Abnormität des Charakters ist ein großer Spielraum, in welchem die individuellen Störungen ihr freies und interessantes Dasein führen; diese hören aber auf, Privatsache zu sein, sobald das durch keinen Affekt zu beirrende Verhalten Vorbedingung der Tätigkeit ist, wie also vor allem beim Heilpädagogen und beim Seelenarzt.

Die Psychoanalyse erkennt zwar die Wirkung der Vererbung auf die charakterliche Entwicklung an, aber sie konnte zeigen, daß sehr viel, was angeblich konstitutionell und erbbiologisch bedingt war, auf Milieuschädigung beruht. Die moderne Vererbungswissenschaft sagt, daß der einzelne Mensch als Phänotypus sich aus zweierlei zusammensetzt, seinem Erbbild, dem Genotypus und dem Nebenbild, dem Paratypus, der Gesamtheit der nicht erblichen Anlagen. Der Heilpädagoge soll von beiden Bescheid wissen, der Analytiker setzt seine Kraft ein, um den Störungen vorwiegend in der paratypischen Entwicklung beizukommen.

Freud traf ums Jahr 1900 eine Wissenschaft an, die das Triebleben des Menschen ganz außer Acht ließ — damals wußte man kaum etwas über die Beweggründe, die unbewußt Fühlen, Denken und Handeln beeinflußen. — Es war zunächst notwendig, durch die möglichst unbeeinflußte unvoreingenommene Beobachtung Erfahrungen zu gewinnen; erst auf Grund dieser gelang es, auch eine Trieblehre aufzustellen und die Wissenschaft vom Unbewußten aufzubauen. Freud zeigte, daß Triebe Ausdruck des Reizes, der Lebenstätigkeit auf Körper und Seele sind, und daß sie entscheidend Gesundheit und Krankheit beeinflußen. In dieser Triebforschung fiel der Öffentlichkeit vor allem die Erforschung des Sexualtriebes auf. Viele denken ja bei dem Wort „Psychoanalyse“ stets nur an Sexualität. Berücksichtigen wir aber bei der Forschung Freuds folgendes: Heutzutage wissen wir alle, daß unter den Trieben die sexuellen Triebe eine führende Rolle spielen. Aber vor 1900 hat sich die Wissenschaft gescheut, ehrlich über diese Dinge zu sprechen, und doch ist die Literatur aller Zeiten so stark von sexuellen Themen erfüllt, daß dies allein schon zeigt, daß erst die klare Erfassung der sexuellen Tendenzen der Menschheit aus der Pseudo-Wissenschaft von Leib und Seele eine Wissenschaft machen kann. Freud hat viel Neues entdeckt; manches davon, wie die Sexualität des Kindes, haben vor ihm gute Beobachter des Heranwachsenden geahnt und ausgesprochen. Denn sie haben sich immer wieder davon überzeugt, was jetzt auch die Biologie nachgewiesen hat, daß im Kinde von Geburt an Äußerungen der Sexualität nachweisbar sind, allerdings in anderen Formen und mit anderen Zielen wie beim Erwachsenen. Erst nach zwanzigjähriger Forscherarbeit über den sexuellen Anteil des Trieblebens konnte die Forschung der anderen Triebanteile auf naturwissenschaftlich gesicherter Grundlage vorgenommen werden. Dabei ist zu betonen, daß Freud niemals die anderen Triebe übersah, er hat vom ersten Beginn an von Konflikten im Triebleben gesprochen, die störend auf Reifung und Charakterentwicklung einwirken, was stets mindestens zwei Triebgruppen voraussetzt. Da wir alle dazu neigen, etwas für unrichtig zu halten, was uns nicht paßt, und da sexuelle Vorstellungen unser Denken und Handeln beunruhigen können und Verstimmungen verursachen, ist ein Teil der Widerstände erklärbar, auf die Freud stoßen mußte. Er war gezwungen, seinen Hörern mancherlei zu sagen, was ihnen die gute Laune und bestimmte Illusionen störte.

Anschließend an die Triebforschung ist die Erforschung des Unbewußten das wesentlich Neue, das die Psychoanalyse zum Verständnis der kindlichen Entwicklung beigetragen hat. Das Unbewußte ist das Primitiv-Triebhafte und Seelische des Menschen, etwas dem Instinkt der Tiere Analoges. Im Laufe der Kindheitsentwicklung wird immer mehr psychisches Material verdrängt und gibt den Triebkräften im Unbewußten ihren Inhalt. Es arbeiten im Unbewußten nicht nur die uralten Triebe, sondern auch solche, später entstandene Wünsche, welche der kulturelle Mensch nicht mehr anerkennen darf, es sei denn im Traum, im Witz oder in sublimierter Form. In Fehlleistungen und neurotischen Symptomen brechen sie nur teilweise hervor, in Geistes- und Gemütskrankheiten liegen sie offen zutage. Die Frage der Sublimierung, d. h. der Fähigkeit des Kindes zur Zielablenkung eines Triebes vom Sexuellen auf kulturell wertvolle, intellektuelle, soziale und künstlerische Ziele, ist für den Heilpädagogen bedeutungsvoll. Die Heilpädagogik hat so auf das Triebleben einzuwirken, daß das Kind in den ihm gegebenen Grenzen sublimieren könne, denn damit lernt es auch arbeiten und genießen. Die Psychoanalyse fand vor allem, daß diese Fähigkeit in hohem Maße abhängig ist von der Ich-Idealbildung. Der Heranwachsende nimmt sein Modell für sein Ich und Ideal-Ich aus den Beispielen der Umgebung, vor allem der Erzieher. Nur in dem Maße, als der Erzieher sein seelisches Gleichgewicht halten kann, also sich der Realität seiner eigenen In- und Umwelt anpaßt, kann er der Freude und dem Leid des Kindes verstehend gegenübertreten, um so eher wird das Kind auch sein Ich-Ideal dem Beispiel der Realität angleichen. Die Erfahrung bestätigt das und lehrt, wie unabhängig der Grad und die Art der Äußerungen des Leidens von der Natur der Erkrankung des Kindes ist; es ist oft lediglich Reaktion auf das Verhalten seiner Umwelt. Bei einem bestimmten Erzieher häufen sich daher die Störungen der Kinder durch Kopfweh, Lügenhaftigkeit, Lernschwäche, Zerfahrenheit. Ein Teil dieser Erscheinungen wird verständlich durch die höhere Einfühlungsfähigkeit des Kindes in die Umwelt, in die Welt seines Erziehers; im entgegengesetzten Falle wird das Führungsbedürfnis des Kindes an einem bestimmten Lehrer enttäuscht. Seine Idealbildung steht aber nicht nur im Zusammenhang mit dem gesprochenen Wort, sondern mit den Eindrücken aller Sinne; das Kind revoltiert und regrediert nach solchen Enttäuschungen auf Triebsituationen eines früheren Alters, d. h. das Kind nimmt unter bestimmten äußeren Bedingungen wieder Gewohnheiten an, die nur dem kleineren Kinde eigen sind. Daß es das Wort nicht allein ist, das erzieht, lehrt auch die Tierbeobachtung. Das Tierkind wird von seiner Mutter vorwiegend durch Beispiele erzogen, und das Kind der höheren Tierklassen lernt bei seinem menschlichen Erzieher oft ohne viel Wort und Strafe auf Trieberfüllungen primitivster Art verzichten, wie unter anderen die Hagenbeckschen Erfahrungen beweisen. Die Erfahrungen überzeugten Freud, daß die ersten Jahre, die noch vor dem ersten Schuleintritt liegen, bereits entscheidend sind. Gerade die Früh-

zeit, in der das Kind seine Körper- und Sinnesentwicklung plastisch erlebt und die ersten Ekel- und Schuldgefühle unter dem Eindruck der Urteile der Erzieher bildet, gibt sehr oft den Ausschlag für die spätere Arbeits-, Liebes- und Gesellschaftsfähigkeit. Es wird der psychoanalytisch eingestellte Heilpädagoge also sehr früh einzugreifen haben. Er müßte die ersten natürlichen Erzieher des Kindes, Eltern, Hausangestellte, Verwandte über die Bedingungen der Triebentwicklung, vor allem wo Störungen auftreten, unterrichten. Die bisherige Pädagogik sieht Neuerscheinungen, wo wir neue Auflagen sehen. Wie z. B. bei der früheren Erziehung zur Reinlichkeit Strafe und Belohnung verwendet wurden, das entscheidet oft über die spätere Wahrhaftigkeit und darüber, ob das Kind reif, selbständig und gesellschaftlich angepaßt sein wird. Auf die ersten Eindrücke im Familienleben wird der analytisch orientierte Heilpädagoge sein Augenmerk auch bei verwahrlosten Kindern richten und nicht nur auf deren besondere äußere Vorgeschichte, er wird aus den Narben, die das Kind aufweist, Schlüsse ziehen auf die Wunden der Frühzeit. Freud spricht von allerfrühesten Erlebnissen, die der Mensch Zeit seines Lebens unbewußt in sich trägt, und die doch vom stärksten Einfluß auf sein Willens- und Gefühlsleben sind. Viele ungebärdige, freche, trotzige Kinder tragen unbewußt die Reaktionen in sich auf Erziehungsfehler der Eltern. Liebes- und Haßszenen zwischen Erwachsenen, sexuelle Szenen, Situationen, in denen das Kind seine Lust am Quälen und Zerstören gesteigert erlebt, machen einen nachhaltigen Eindruck auf seine charakterliche Entwicklung. Es wird deshalb immer mehr Aufgabe jedes Heilpädagogen, auf das genaueste die Geschichte des Kindes zu ergründen, seine Erzieher kennenzulernen und den Milieu-Einfluß abzuschätzen, um pädagogisch richtig vorgehen zu können.

Die Fähigkeit des Kindes, zu sublimieren, hängt sehr von der Fähigkeit der Umgebung ab, selbst zu sublimieren. Auch muß sich der Erzieher eine Vorstellung machen von der L i e b e s f ä h i g k e i t des Heranwachsenden. Sie ist nicht selten neurotisch gebunden oder verkümmert und kann u. a. durch geschicktes Verhalten des Erziehers in eine normale Entwicklung gebracht werden. Vertrauen zwischen Erwachsenem und Kind ist selbstverständliche Grundlage. Das Kind muß in der Lage sein, seine Nöte dem Erzieher mitzuteilen, seine Zweifel, auch seine sexuellen Schwierigkeiten mit ihm besprechen zu können.

Wenn das Kind im Gespräch mit Erwachsenen von Amerika hört und die Frage stellt, was Amerika ist, werden wir ihm nicht antworten, daß es das nicht verstünde. Wir werden ihm eine der Frage angepaßte Antwort geben. Wenn das Kind im Laufe seiner biologischen Entwicklung Fragen aus der Sexualforschung stellt, werden wir ihm ebenfalls eine ihm angepaßte Antwort geben. Seine Versuche, sich künstlerisch im Spiele zu betätigen, müssen als Sublimierungsversuch ausgenützt werden. Strafen im Sinne der Abschreckung bewirkt trotz des augenblicklichen Erfolges für die Dauer das Gegenteil; zeitweiser Liebesentzug, der sich vorsichtig an-

paßt an die seelische Tragfähigkeit des Kindes und Lob von Handlungen, die in der Richtung der Sublimierung durchgeführt werden, haben sich immer mehr bewährt als das alte Strafsystem. Weder Verweichlichung, noch Überstrenge sind für die realitätsangepaßte Ichbildung und Gewissensbildung nützlich. Ebensowenig wie das Schlagen ist die Verzärtelung am Platze. Noch immer sind ja leider Schlagen und Entziehung von Liebkosungen die üblichen Strafmethoden. Die Unbeherrschtheit des Erziehers und die Erweckung der Schmerzlust, die selbst Strafe vor allem durch das Betonen des Verzeihens zu einer Art von Lust machen kann, sind Erziehungsfehler. Dadurch und durch Verzärtelung können Erzieher, vor allem Mütter, geschlechtliche Regungen vorzeitig wecken; es ist falsch, zum Zärtlichkeitsspiel Kinder in das Bett zu nehmen, zahlreiche Angstzustände und Schlafstörungen sind die unerwünschten Folgen solcher Fehler. Das Zuschauen beim Entkleiden und das Belauschen von Liebesszenen sind von ähnlicher Wirkung. Es liegen volle Beweise vor, daß das Kind schon in ganz frühem Alter bestimmte Eindrücke aufnimmt: wenn es auch diese Eindrücke nicht im Sinn der Erwachsenen versteht, deutet es später seine Beobachtungen, wie wenn sie von einer photographischen Platte aufgenommen würden und sich später — gelegentlich einer bestimmten Belichtung — zu einem klaren Bild entwickelt werden. Reichenhardt hat in seinem Werke „Die Früherinnerung“ wertvolles Material hierüber beigebracht, ohne psychoanalytisch vorzugehen. Vor allem werden viele Fehler bei der Erziehung zur Reinlichkeit gemacht.

Der psychoanalytisch eingestellte Heilpädagoge trifft auf zahlreiche Widerstände; manche sagen der Psychoanalyse nach, daß sie gefährlich sei, aber sie ist es nicht, denn sie vermeidet, im Dunkeln zu arbeiten und berücksichtigt in der Erziehung die unbewußt treibenden Kräfte des Kindes. Die Analyse dringt allmählich immer tiefer in die unbewußten Schichten ein; sie beeinflußt damit charakterlich den werdenden Menschen.

Die seelische Hygiene auf psychologischer Grundlage will das Entstehen von Charakteranormalien, soweit sie nicht erbbedingt sind. vermeiden lehren. Dazu muß sie die Bildung einer normalen moralischen Instanz, die ohne Überstrenge ist, fördern, die Triebe dadurch zähmen, daß sie sie kulturellen Zielen dienstbar macht und zur schuldlosen Freude, zum Genießen ohne Schuldgefühl befähigen, soweit es die normale Ethik gestattet. Das Ausmaß der später möglichen Freude und Genußfähigkeit in den Grenzen der Ethik ist nämlich viel größer als die dem Kinde als Erziehungshilfe aufgelegte Strenge gegen sich selbst in ethischen Dingen. Durch normale Freudefähigkeit wird die normale Arbeitsfähigkeit auch für das spätere Leben gesichert, in der Kindheit erzwungene Arbeit führt später leicht zur Arbeitsstörung.

Mehrmals wurde von uns das Ersparen der Schuldgefühle bei der Erziehung des Kindes als wichtigste Forderung betont. Wir wollen die Begründung dieser Forderung besonders hervorstellen: Schuldgefühle

v e r r i n g e r n n i c h t, s o n d e r n s t e i g e r n d i e S t ä r k e d e r z u v e r d r ä n g e n d e n u n d z u b e h e r r s c h e n d e n T r i e b e. Schuldgefühle und soziale Angst steigern die Bereitschaft zur Neurose. Schuldgefühle steigern die Gewissenszweifel und damit die Ambivalenz, d. h. das gleichzeitige Wirken entgegengesetzter Gefühlstendenzen, welche die Quelle der Zwangsneurose und des zwangshaften Charakters ist.

Gleichmäßiges Verstehen, Verzeihen und Sichbeherrschen beim Erzieher gewährleisten den normalen Ablauf der Entwicklung des Kindes. Bei Schwierigkeiten in der Entwicklung sind oft direkte Eingriffe durch Psychoanalyse notwendig, noch öfter aber eine psychoanalytisch begründete Einflußnahme auf den Erzieher, und in Fällen, wenn dies unmöglich ist, das Wechseln des Milieus. Dieser Wechsel, wenn er richtig vorgenommen werden kann, soll dem Kinde eine neue Idealbildung ermöglichen. Das wußten schon die alten Erzieher, wenn sie sagten: „*Exempla trahunt*", und Gottfried K e l l e r hat in anderen Worten das gleiche gemeint, wenn er sagt: „Man soll weniger mit der Zunge, als mit der ganzen Person erziehen".

Psychoanalytische Hilfe bei Erziehungs-schwierigkeiten

Von Hans Zulliger

Vortrag für die Tagung der Schweizer Heimerzieher und Anstaltsleiter, 16. Mai 1933 in Olten (Hauptthema). Der Vortrag wurde unter der Voraussetzung verfaßt, daß die Zuhörer von der Psychoanalyse und psychoanalytischen Pädagogik wenig oder nichts wissen und daß sie ihr eher feindlich gegenüberstehen. Die Diskussion, die sich vom eigentlichen Thema fort und mehr um die therapeutische Psychoanalyse und ihre Erfolgsmöglichkeiten drehte, und bei der die gewöhnlichsten Einwendungen (contra infantile Sexualität und Ödipuskomplex) laut wurden, bestätigte die vorausgesetzten Vermutungen. Es fehlte aber auch nicht an Diskussionsvoten, die für die Psychoanalyse und die psychoanalytische Pädagogik eintraten.

Meine Damen und Herren!

In Ihrer Eigenschaft als Erzieher haben Sie während Ihrer gesamten praktischen Tätigkeit und bei Ihren theoretischen Überlegungen wohl beständig mehr oder weniger bewußt nach dem einen Ding geforscht: Nach einem Erziehungsmittel, das in allen Fällen wirkt.

Es ist mir nicht anders als Ihnen ergangen. Ich muß jedoch gestehen, daß ich kein einziges derartiges Rezept während meiner zweiundzwanzigjährigen Praxis habe aufspüren können. Und wenn Sie etwa erwartet haben sollten, ich werde nun kommen und behaupten, die auf die Pädagogik modifizierte und ihr angepaßte Psychoanalyse bedeute „das" Erziehungsrezept schlechthin, so werden Sie enttäuscht sein. Auch die an der Tiefenpsychologie orientierte Erziehung wirkt nicht unfehlbar.

Es ist mir ein einziges Mal begegnet, daß ein praktischer Pädagoge behauptete, ein solches Mittel gefunden zu haben. Ich will es Ihnen nicht vorenthalten, möchte aber auch meine kritische Einstellung dazu nicht verhehlen.

Wir hatten einen Besuch in einer unserer Zwangserziehungsanstalten gemacht, deren Führung im ganzen Lande als mustergültig geachtet wird. In liebenswürdiger Weise begleitete uns der Vorsteher, forderte uns auf, mit Fragen nicht zurückzuhalten, und wir machten von seinem Anerbieten reichlichen Gebrauch.

Unter anderem wollte einer der Besucher wissen: „Herr Direktor, was fangen Sie denn mit Renitenten, mit Negativisten an? Wenn beispielsweise einer auf die Idee verfällt, dauernd passive Resistenz zu leisten?"

„Da kommt es vor, daß sich ein Angestellter nicht mehr beherrscht und einem Schlingel eine Ohrfeige austeilt."

„Das können wir sehr gut verstehen!"

„Aber ich bin gegen jede körperliche Züchtigung! In einem solchen Falle nehme ich grundsätzlich immer für den Jungen Partei. Er wird einem anderen Aufsichtsorgan unterstellt und der Prügler erhält einen Verweis. So sehr auch ich es verstehe, daß einem das Temperament durchbrennt, so will ich doch nicht dulden, daß das Prügelsystem einreißt, das wäre mittelalterlich."

„Aber — Sie erhalten doch gewiß auch junge Menschen zugeschickt, die sich bei keinem der Aufsichtsleute ordentlich aufführen, die gegen alles und jedermann Opposition machen und denen niemand beikommt!"

„Aus solchen Gründen werden sie ja zu uns gebracht. Gewöhnlich ist mit ihnen alles versucht worden, was bei einer freien Erziehung menschenmöglich ist. Wenn sie dann zu uns kommen, so wissen die Leutchen, daß es jetzt Ernst gilt und daß ihnen nichts mehr übrig bleibt, als sich zu fügen. Bei den meisten genügt die Einweisung in die Anstalt. Hie und da gibt es Ausnahmen, gewiß.

Sehen Sie, da wurde uns vor etwa einem Monat ein schmächtiger Genfer zugeschickt. Das erste ist immer, daß ich mit dem Ankömmling ein kleines Examen anstelle, um mich über seine Intelligenz und seine Verwendungsfähigkeit einigermaßen zu orientieren. Der Bursche kam also zu mir, ich erklärte ihm, worum es sich handle und wollte mit der Prüfung und Aussprache beginnen. Er verzog den Mund nicht und erklärte kaltblütig, er gebe weder Auskunft, noch werde er irgend einen Streich arbeiten. Dann schwieg er und kein Zuspruch wirkte. Hier muß ich bemerken, daß mit den jungen Leuten selbstverständlich in ruhigem, freundlichem Tone und nicht etwa scharf, drohend oder gar grob verhandelt wird. Mit dem kleinen Genfer war wirklich nichts anzufangen. Dafür haben wir hier nun die sogenannten ‚blauen' und ‚dunklen' Zellen, sehen Sie sich diese an."

Wir traten in Zellen, die wenig belichtet und ganz in Blau gehalten waren.

„Wenn wir einen Jungen eine Zeitlang hier einschließen und sich selber überlassen, so wird er gewöhnlich innerhalb ein paar Tagen reif, daß er sich freiwillig zur Arbeit meldet. Er hält die Einsamkeit auf die Dauer nicht aus. Wahrscheinlich wirkt auch der Anstrich beruhigend auf die Stimmung. In den blauen Zellen darf nicht gelesen, noch sonst etwas getan werden, die einzige Abwechslung ist das Essen. Unser Genfer hielt es lange aus, und ebenso kalt, wie er sich weigerte, die Prüfung zu bestehen, erklärte er, ihm gefalle es hier, solange man wolle. Nach sechs Tagen sahen wir uns zu einer weiteren Maßregel gezwungen: Der Junge mußte in eine dunkle Kammer verbracht werden, und — nach drei Tagen erklärte er weinend, er wünsche zu arbeiten, gleichgültig was. Wenn Sie hier durchs Fenster schauen, sehen Sie direkt in die Schusterwerkstatt. Der kleine Kerl dort, der emsig an seinem Leder klopft — das ist unser Genfer."

Die dunklen Kammern wurden uns auch gezeigt; es waren fensterlose, kleine Gelasse, ohne Möbel, mit einem Kotkübel und ein paar Wolldecken, also eigentlich Cachots. Es wurde uns auch erklärt, daß Insassen der Dunkelkammern nur reduziertes Essen erhielten, nach dem Grundsatze: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ Zwar wurde dieses Prinzip nicht so verstanden, daß man die Dunkelzellenmänner hungern lassen wollte; sie bekamen genug, aber ein recht einförmiges Menü.

Und nun fragte einer der Besucher: „Herr Direktor, haben Sie in allen Fällen schließlich mit der Dunkelkammer Erfolg gehabt, wie bei diesem Genfer?“

„Gewiß, in allen Fällen. Ich kann Sie sogar versichern, daß diese Zellen selten besetzt sind, auch die blauen. Die Zöglinge fürchten sich davor, das ist es. Die Zellen sind für uns eine Art Notnagel, wenn Zuspruch und Arbeitstherapie nichts fruchten. — In allen Fällen!“ wiederholte er.

Hier haben Sie also das Rezept, das in „allen“ Fällen wirksam ist.

Aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich dazu kritisch eingestellt bin.

Für die momentan nötige Einordnung der Zöglinge hat der Direktor „das“ Erziehungsmittel gefunden. Manchen wird die Erinnerung daran für sein ganzes Leben abschrecken.

Und doch ist es nicht „das“ Rezept für alle Fälle; denn andere Zöglinge werden, sobald sie aus der Anstalt entlassen sind und sich wieder frei fühlen, die gleichen asozialen Menschen geblieben sein, die sie vor der einstigen Einlieferung waren. Die Angst vor den blauen und dunklen Zellen hat sie nicht in einem solchen Maße beeindruckt, daß sie sich nun ihr Lebtag lang ducken. So vermute ich.

Damit sollen die Erziehungsmittel der Anstalt nicht verurteilt werden. Ich bestätige, daß man bei einem Besuche den Eindruck erhält, viele der Jungen hätten es dort sicher besser, als in ihren ehemaligen häuslichen Verhältnissen.

Damit komme ich auf die Untersuchung der sozialen Bedingtheit von Verwahrlosungserscheinungen. Ich habe die Erfahrung gemacht — und ich weiß nicht, ob Sie sie bestätigen können — daß es zwei Arten von Verwahrlosung gibt. Die erste ist relativ leicht zu kurieren. Es sind das Fälle, wo es an häuslichen, an den Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnissen (im weitesten Sinne) eines Kindes fehlt, und es deshalb verwahrlost. Wenn es gelingt, solche Jugend in Heimen oder in Privatfamilien mit besserem Milieu und besserer Führung, besserem Halt, unterzubringen, so lösen sich häufig die Verwahrlosungserscheinungen von selbst mit der Zeit auf. Manchmal brauchts dazu im Anfang einen gewissen Zwang, der der Verwilderung Einhalt gebietet, oft ist nicht einmal das nötig, weil Vorbild und Gewöhnung genügen. Die Veränderung geschieht, psychologisch erklärt, weil sich im betreffenden Kinde sukzessive ein neues Über-Ich bildet: Es organisiert sich seelisch an den neuen, wenn geachteten und geliebten Elternstellvertretern um, indem es sie sich gleichsam psychisch

einverleibt, ihre kulturellen Forderungen nach und nach als eigene innere Ansprüche empfindet, so wie es sich ihre Ideale unbewußt aufpfropft.

Die eigentlich schwierigen Fälle von Verwahrlosung finde ich regelmäßig bei Kindern aus besten Vermögensverhältnissen. Sie werden in ihrer frühen Kindheit verwöhnt, sind nie genötigt, sich in ihrer Selbstliebe zugunsten der Liebe zu andern einzuschränken (narzißtische Libido in Übertragungslibido zu verwandeln), sie können ihren Willen und ihre Wünsche wie selbstverständlich ohne jegliche Anstrengung und Gegenleistung durchsetzen. Dann kommt plötzlich der Augenblick, wo ihre Nächsten merken, daß aus den Kindern haarsträubende Egoisten und Tyrannen entstanden sind, Leutchen, die sich als Mittelpunkt der Welt fühlen und die, wenn sie ihre Nasen an der Realität anstoßen, entweder sich fallen lassen, oder sich mit wirklich „allen" Mitteln durchsetzen. Dabei kommen ihnen eine gewöhnlich nicht unbedeutende Intelligenz, oft auch eine sehr gute Bildung und die Kenntnis gesellschaftlicher Umgangsformen zuhilfe.

Sie können selbst gute Menschenkenner täuschen und sind viel geriebenere Gauner und Hochstapler als etwa ein verschüpfter Verdingbub, der aus einem Gemisch von infantiler Rachsucht und Bauernschlauheit sich gegenüber einer feindlich aufgefaßten Umwelt durchsetzen will und dabei dissozial oder kriminell wird.

In beiden Fällen aber ist von früher Kindheit an und besonders während der ersten vier bis sechs Lebensjahre erzieherisch schwer gefehlt worden, falls nicht psychotische Veränderungen an der Dissozialität schuld sind.

Und nun machen Sie die Überlegung, daß sogar „schwierige" Kinder, bei denen keine psychopathischen Zustände vorliegen, durch eine geeignete Nacherziehung eigentlich alle wieder auf die rechte Bahn gebracht werden müßten. Ihre Anlagen sind nicht anders als die normaler Kinder, nur ist ihr Gleichgewicht zerrüttet, ihre Kräfte stehen nicht in einem optimal richtigen Verhältnis zueinander, sie haben sich nicht den Entwicklungsstufen gemäß verändert, verfeinert, angepaßt. Es gelang ihnen nicht, ihre Triebansprüche zu bändigen, zu verdrängen oder zu sublimieren, egoistische Impulse beherrschen zu lernen, zu verurteilen, und altruistische zu entwickeln und sich dem Sittengesetz ihrer jeweiligen Altersklasse ein- und unterzuordnen.

Wie greift hier nun gewöhnlich der Pädagoge ein?

Er hat *zwei Mittel* zur Hand, die wir in groben Umrissen *Liebe* und *Strenge* nennen wollen.

Er kann seine Zöglinge auf dem Wege der Liebe veranlassen, daß sie sich, um sich diese zu erhalten, oder um mehr Liebe zu gewinnen, innerlich nach dem Vorbilde und nach den Idealen des Erziehers verändern, ihre rohen Triebbefriedigungen aufgeben, um sozial angepaßtere, realitätsgerechtere zu finden und in einem langsamen Prozeß sich zu *kultivieren*. Das äußerlich Sichtbare eines derartigen Veränderungsvorganges ist das

Einfügen in die Sitten, Bräuche und Gesetze der menschlichen Gesellschaft, die Zivilisation.

Der Pädagoge kann aber die Zivilisation auch auf anderem Wege und viel rascher erreichen. Mit dem äußern Zwang. Er nutzt die Angstbereitschaft des Kindes aus. Er fordert, droht, bestraft. Und er erreicht, daß sich die Zöglinge dem Gebot ihres Erziehers fügen, weil dies schließlich noch weniger unlustbetont ist als die drohenden Strafen.

Es hat Zeitläufe gegeben, wo fast ausschließlich mit dem einen, und es hat Epochen gegeben, wo hauptsächlich mit dem andern Erziehungsmittel gearbeitet worden ist. Man spricht etwa vom „Zeitalter des Kindes", das mit einer Sentimentalität, die wir heute ablehnen, vom Erzieher nicht genug an Liebe fordern konnte, an Rücksichtnahme, Verständnis, entschuldigendem Entgegenkommen, an Güte — der Erwachsene sollte nicht mehr als der „gleichberechtigte Kamerad" des Kindes sein. Die Schulen, von diesem ideologischen Standpunkt aus beherrscht, sind kleine Abbilder — oft aber Zerrbilder — eines demokratischen Staates. — Und sie haben von der ehemaligen kalvinistischen Erziehung gehört, deren Vertreter mit autokratischer Strenge regierten und oft Strafen benutzten, die uns heute unmenschlich erscheinen.

Meist besteht die Erziehung aus einer guten Mischung beider Erziehungsmittel, der Liebe und der Strenge. Die Tatsache, daß die Resultate aller dieser durchschnittlichen Abarten erzieherischer Auffassungen ungefähr gleich sind, zeigt uns, daß es in der Pädagogik kein alleinseligmachendes Rezept gibt. Bei allen drei Arten von Erziehung, der mit ausschließlicher Liebe, jener mit ausschließlicher Strenge, und der dritten mit der guten Mischung gedeiht die Mehrzahl der Kinder und wird brave Bürger — aber ein bestimmter Prozentsatz mißrät.

Das sind die „schwierigen" Kinder. Um sie zu erziehen, sieht sich der Pädagoge genötigt, bei der Psychologie Anleihen zu machen und jeden Sonderfall mit den Mitteln dieser Wissenschaft zu sondieren, um gestützt darauf ganz besonders angepaßte Erziehungsmaßnahmen zu treffen. Wir wissen heute, daß es doch wohl selten nur bewußter schlechter Wille ist, wenn sich ein Kind verwahrlost, asozial, kriminell zeigt. Die Tiefenpsychologie hat uns nachgewiesen, daß der Mensch sowohl nach der moralischen, als auch nach der amoralischen Seite hin ausgeweiteter ist, als er weiß, und daß es den „Verbrecher aus Gewissensgründen" gibt, der unbewußt auf dem Wege der Kriminalität nach Strafe sucht. Es ist uns bekannt, daß am anormalen Verhalten vieler Kinder Kräfte schuld sind, die dem unbewußten Bezirk seiner Seele entstammen, und die zu bannen oder zu regeln unsere erzieherische Aufgabe ist. Vorher aber gilt es, sie zu kennen.

In jedem Kinde gruppieren sich die seelischen Kräfte um zwei Pole. Es möchte zugleich

1. seine Triebansprüche auf dem kürzesten Wege befriedigen, und
2. „erwachsen" sein, wie die Menschen, die für es sorgen, die ihm durch ihre Größe, Sicherheit, Autorität als Vorbilder imponieren.

Es trägt in sich die „wilden" Tendenzen seiner Triebhaftigkeit einerseits und andererseits das an den Erwachsenen orientierte Ich-Ideal. Zwischen diesen beiden Polen pendelt sein nach außen sichtbares aktuelles Ich, die Resultate zwischen den widerstreitenden Kräftegruppierungen.

Wenn nun bei einem Kinde die Auseinandersetzungen zwischen beiden Kräftegruppen besonders heftig sind, oder wenn die eine oder die andere zu sehr die Oberhand gewinnt, so zeigt sich das äußerlich als Erziehungsschwierigkeit.

Um solche zu beheben, benutze ich die Lehren Sigmund Freuds. Ich möchte Ihnen nun an zwei Beispielen skizzieren, wie das geschieht. Die Vorführung möchte Ihnen zeigen, wie dissoziale Symptome unbewußt begründet sein können, und wie man innerhalb der Pädagogik mit der Psychoanalyse arbeitet.

Ich habe also im Sinne, Ihnen eine Orientierung zu geben, mehr ist nicht möglich. Es wäre Irrtum, wenn Sie annehmen, ich wolle Sie mit meinem Vortrag zu psychoanalytischen Pädagogen heranbilden, oder ich beabsichtige, von Ihnen zu fordern, daß Sie bei Ihrer Berufsarbeit psychoanalytisch vorgehen. Ich will Ihnen nur zeigen, wie ichs mache. Vielleicht trägt der eine oder der andere eine Anregung davon, die ihm in seinem schweren Amte behilflich sein kann, und dann haben Sie mir nicht umsonst Zeit und Gehör geschenkt.

Ein Vater, Beamter in geachteter Stellung, kommt mit seinem ungefähr vierzehnjährigen Jungen aus einer kleinen Kantonshauptstadt in die Erziehungsberatung.

Während der Sohn im Nebenzimmer wartet, höre ich den Bericht des besorgten Mannes an.

„Ich weiß nicht mehr, was ich mit dem Buben anfangen soll", beginnt er. „Adolf ist ein schlimmer Streithahn und Raufbold geworden, obschon wir uns immer Mühe gegeben haben, ihn recht zu erziehen. Er sucht sich einen zweifelhaften Umgang bei Gassenjungen und überfällt mit ihnen seine eigenen Klassenkameraden. Letzthin demolierte die Schar das Rad des Lehrersohnes aus der Anstalt, wo mein Schlingel zur Schule geht, und schließlich, nach vielerlei Untersuchungen und Plackereien mußte ich den Schaden ersetzen. Ich habe geradezu das Gefühl, daß Adolf von seinen Freunden zum Sündenbock gemacht wird, und daß er alle ihre dummen Streiche ausfressen muß. Aber nichts bringt ihn dazu, von ihnen zu lassen. Wir haben alles mögliche versucht: Es wurde ihm freundlich zugesprochen, man machte ihm ruhige Vorhalte und suchte ihm zu erklären, warum und weshalb er sich anderen Umgang aussuchen müsse, wir luden gut

gediehene Jungen aus achtbaren Familien zu uns ein, in der Hoffnung, daß er sich mit ihnen anfreunde — als Güte nichts nutzte, versuchten wir es mit Hausarresten und schließlich mit der Prügelstrafe — alles war umsonst. Dabei zeigt sich der Bub nicht etwa trotzig. Scheinbar ist er wohl gefügig, aber er vergißt gute Räte sofort, sie dringen nicht tief, und immer macht er, was er will."

Adolfs frühkindliche Erziehung bot keine besonderen Schwierigkeiten, wird auf meine Fragen weiter berichtet. Man konnte ihn rechtzeitig zur Reinlichkeit gewöhnen. Er war nie eigentlich krank, unbedeutende Erkältungsfolgen ausgenommen. Eine Zeitlang vertrug er sich schlecht mit seinem um vier Jahre jüngeren Brüderchen; gegenwärtig könnte man aber nicht darüber klagen.

Der Junge besuchte zuerst die Volksschule, nachher trat er in die Realschule ein; er brachte nie sehr gute, aber auch keine schlechten Zeugnisse heim. Vor ungefähr zwei Jahren erhielt er zum ersten Male eine mangelhafte Sittennote. Einige Kameraden und er hatten mutwilligerweise die Läutevorrichtung im Schulhause zerstört, und, nachdem man die Sünder festgestellt, sich die Situation noch durch allerlei dumme Lügen verschlechtert. Nachher zerstritt sich Adolf mit seinen Klassengenossen, und von diesem Zeitpunkte an datieren die Raufereien.

Als sie kein Ende nehmen wollten, suchte man auf Anraten des Schulrates einen Individualpsychologen auf, der sich als Erziehungsberater etabliert hat. Nach einer Anzahl von Sitzungen konnte er erklären, Adolf leide an einem etwas überspannten und irregeleiteten Ehrgeiz und zugleich an Minderwertigkeitsgefühlen, die darauf beruhten, daß er verhältnismäßig klein gewachsen sei. Um seine Insuffizienzgefühle zu kompensieren, trachte er, eine Führerrolle zu spielen, und weil ihm dies in einer ihm adäquaten Gesellschaft nicht gelänge, suche er eben eine ihm inferiore auf. Der Berater hielt für angezeigt, den Jungen aus der Schule wegzunehmen und in einer gutgeführten privaten Lehranstalt als externen Schüler unterzubringen. Der Schulwechsel geschah reibungslos zu Beginn des neuen Schuljahres, und zuerst schien es, als wende sich alles zum Guten. Aber nach kaum einem Vierteljahre war alles wieder im alten: Adolf nahm an einem Schülerstreiche teil, wurde bestraft, klagte über Ungerechtigkeit, hervorgerufen durch ungenaue und übertriebene Aussagen seiner neuen Kameraden, mit denen er zerfiel. Und seitdem herrscht eine dauernde Spannung zwischen ihm und ihnen, die mehr und mehr tätlich ausgefochten wird. Dabei helfen ihm seine Kameraden von der Gasse. Es ist den Eltern angedeutet worden, man wäre in der Anstalt nicht unglücklich, wenn Adolf wieder entfernt würde. Auf des Vaters Rücksprache mit dem Vorsteher will man noch Geduld walten lassen. Der Individualpsychologe, bei dem neuerdings Hilfe gesucht worden ist, rät, den Jungen aufs Land zu bringen, weitab von der Stadt und ihrer Unruhe, dort würde er besser gedeihen. Die Eltern können sich aber mit einer solchen Maßnahme nicht ohne weiteres

einverstanden erklären, weil sie ihren Buben später in die Kantonsschule schicken möchten. Ein Landerziehungsheim kommt aus finanziellen Gründen nicht in Betracht.

Nachdem sich der Vater ausgesprochen hat, und ich vorläufig keine Fragen an ihn mehr zu stellen habe, ersuche ich den Herrn um volles Zutrauen, bitte ihn, den Buben später nicht auszufragen und nicht mit ihm zu diskutieren, worüber verhandelt worden ist. Die Möglichkeit weiterer Besuche des Jungen wird besprochen.

Dann nehme ich mir Adolf unter vier Augen vor.

Er tritt zögernd ein, kneift die Augen halb zu, überblickt blitzartig die Zimmereinrichtung und setzt sich, von mir aufgefordert, nicht auf die Chaiselongue, auf die ich deute, sondern auf meinen Stuhl, als ob ihm dieses Möbel ungefährlicher vorkäme. Er ist gedrungen, aber kräftig gewachsen, hat ein blasses, verpickeltes Gesicht und einen abwartenden, etwas lauernden Blick. Ich sehe, er traut mir nicht.

Zunächst lasse ich ihn sitzen und zünde mir eine Pfeife an. Er soll Zeit haben, sich zu sammeln, sich vorzubereiten. Er soll nicht das Gefühl einer Überrumpelung bekommen.

Und doch überrumple ich ihn. Er hat erwartet, daß ich aufs Ziel lossteure und etwas über seine Streite, über die Schule, die Zwischenfälle mit den Lehrern frage.

Statt dessen frage ich ihn: „Machst du gern Spiele?"

Er ist so verblüfft, daß er zuerst gar nicht antworten kann, dann sagt er: „Wie meinen Sie?"

Er muß mich doch ganz genau verstanden haben. Aber er will Zeit gewinnen.

„Ich wüßte gerne, was du jetzt lieber für ein Spiel machen würdest, statt da bei mir zu sitzen?"

Das nötigt ihm ein leichtes Lächeln ab. Er hat sich gefunden.

„Lieber würde ich jetzt marmeln!" sagt er lebhaft. „Jetzt ist gerade die Marmelzeit, wir marmeln immer, wenn wir draußen sind."

Darauf gehe ich nun ein. Mein Ziel ist vorläufig, Kontakt mit Adolf zu bekommen, weiter gar nichts. Ich werde, sobald ich merke, daß der Junge sich aufschließt und etwas wie Zutrauen zu mir entwickelt, jetzt oder in einer späteren Sitzung das Gespräch schon auf das Thema überleiten können, das uns eigentlich beschäftigen soll. Ich sage dem Burschen, daß ich seinerzeit auch ein eifriger Marmelspieler war, erzähle ihm davon und lasse ihn erzählen, zeigte mich als Kenner der Spielarten und Regeln, höre, wie er gewinnt und verliert usw. Nach einiger Zeit sagt er, er könnte momentan „Tag und Nacht" marmeln, es würde ihn nicht langweilen.

Wie von ungefähr packe ich diesen Ausspruch und entgegne: „Am Ende marmelst du noch im Traum!" und ich merke seinem Gesichtsausdruck an, daß ich Glück habe. „Ist es so?" fordere ich ihn auf, zu erzählen.

„Ich hatte letzthin einen ganz merkwürdigen Traum", beginnt er. „Es machte mir fast Angst. In einem Tuchsäcklein hatte ich zwei Achate, die sind viel wert. Ich hielt es in den Händen, und wie ich's so hielt und ansah, da merkte ich, wie das Säcklein plötzlich immer voller und voller wurde, zuletzt platzte es oben, und die Marmeln rollten davon. Ich fand sie nicht mehr, auch die beiden Achate nicht. — Es war unheimlich!" versichert er.

Damit bin ich eigentlich schon orientiert, womit sich der Bub tiefinnerlich beschäftigt, aber es ist jetzt noch nicht an der Zeit, vor ihm damit hervorzurücken, und die Ursache seines Angsttraumes aufzugreifen.

Ich frage ihn nach weiteren Angstträumen. Er hat von Zeit zu Zeit solche, und meistens handelt es sich um Flugunglücke: Er stürzt mit einem Zeppelin oder Flugzeug ab, oder er fällt aus einem Ballon.

Nachdem er fertig erzählt hat, schlage ich ihm vor, wir wollten jetzt auch eine Art „Spiel" machen, erkläre ihm, worum es sich handelt: um die Deutung der Zufallsformen bei den Tafeln des Rorschachschen psycho-diagnostischen Versuches[1]. Er ist ein wenig erstaunt, daß ich mir seine Antworten nachstenographiere. Nachdem das Experiment beendet ist, fragt er mich, warum ich seine Aussagen aufschrieb. Darauf will ich ihm keine direkte Antwort geben, ich zähle laut nach und sage dann: „Du hast in achtundzwanzig Minuten siebenunddreißig Antworten gegeben. Gestern gab mir ein Junge in deinem Alter in einer halben Stunde nur sechsundzwanzig."

Meine ausweichende Antwort befriedigt ihn. „Es kommt halt auf die Phantasie an!" meint er. Dann fügt er bei: „Können Sie etwas damit anfangen?"

„Es ist ein Mittel, um ein wenig in dich hineinzusehen — es zeigt deine Fähigkeiten, das hast du ja schon selbst erraten. Um mehr sagen zu können, muß ich eine Zeitlang hinter deinen Antworten sitzen. Ich mache dir einen Vorschlag: Du mußt noch einmal zu mir kommen, dann kann ich dir genau sagen, was ich herausgefunden habe."

Sein Interesse ist ebenso schwach, wie sein Zweifel. Aber er will doch gern wissen, was man aus der Deutung dieser Klecksographien herausfinden wird, und die Zeit für unsere nächste Sitzung kann anberaumt werden.

Nun rufen wir den Vater und erklären ihm, daß Adolf am nächsten freien Nachmittage zu mir reisen wolle, wir hätten zusammen ein Experiment gemacht und der Junge wolle die Ergebnisse erfahren. Dann nehmen wir Abschied.

Hier muß ich Ihnen sagen, weshalb ich den Vater nicht nochmals ohne Beisein des Sohnes sprechen wollte. Sie haben es wohl selbst erraten: Ich wollte das Bürschchen nicht wieder mißtrauisch machen. Wir haben ge-

---

1) Dr. H. Rorschach: „Psychodiagnostik". Verlag Huber, Bern. Zweite Auflage 1933.

sehen, wie er in mein Zimmer trat, und wie sich meine Einstellung mir gegenüber im Verlaufe der Verhandlungen veränderte. Es war ein Zustand hergestellt, den wir als eine „günstige Übertragung" bezeichnen. Der Junge war zuerst unsicher, suchte mich und die Umgebung rasch einzuschätzen, und erst als er merkte, daß es „nicht so gefährlich" sei, verließ er seinen Quivive-Standpunkt. Er hätte annehmen können, ich sei ein Trottel, weil ich nicht über die Dinge sprach, die er als Themen vermutete und erwartete. Aber der Ton unseres Gespräches, die Kenntnisse über eines seiner Lieblingsspiele, und nicht zuletzt der Rorschach-Versuch und die damit verbundene Spannung, was dieser bedeute, erweckten seine Achtung und den Wunsch, weiter zu mir zu kommen. Diese Gefühlslage hätte gestört werden können, wenn ich Adolf neuerdings ins Nebenzimmer geschickt hätte, um nochmals mit dem Vater zu reden. Vielleicht wäre ein solches Vorgehen von dem Jungen als Konspiration gegen ihn aufgefaßt worden.

Den Rorschachschen Versuch machte ich, um mich über Intelligenz, Charakter und Anlagen des Jungen zu vergewissern.

Ich sagte Ihnen bereits, ich hätte Glück gehabt, als mir Adolf im Verlaufe des Gespräches über das Marmelspiel einen Angsttraum erzählte.

Kinderträume sind häufig leicht deutbar, auch wenn man dazu nicht, wie bei einer therapeutischen Analyse, ein reichliches Einfallsmaterial sammeln kann. Sie arbeiten mit ziemlich durchsichtigen Symbolen. Wir haben in Adolfs Angsttraum ein Säcklein mit zwei wertvollen Marmeln; das Säcklein füllt sich wie durch Zauber bis zum Platzen; es platzt und die Marmeln rollen davon. Adolf findet zuletzt nicht einmal mehr die beiden Achate. Die Füllung des Säckchens ist das Merkwürdigste dabei: sie vollzieht sich, als der Junge es in seinen Händen hält und beschaut.

Es handelt sich um einen sehr deutlichen Onanietraum. Er stellt nicht nur die manuelle Masturbation dar, sondern auch die Onaniebefürchtungen: das Säckchen leert sich, bis nichts mehr darin ist. Bei Onanisten findet sich regelmäßig die Angst, daß sie ihren Körper schädigen, verletzen, daß sie sich ruinieren, so wie Adolf im Traume an seinem Marmelbesitz ruiniert wird. Hinter der Onanie stecken, um einen psychoanalytischen Terminus zu gebrauchen, immer Kastrationsphantasien.

Es wäre verfrüht gewesen, Adolf schon in der ersten Sitzung mitzuteilen, was sein Traum verrät. Wenn ich ihm gesagt hätte, was ich wußte, dann wäre er erschrocken und hätte sich sicher geweigert, nochmals zu mir zu kommen.

Wir wissen ja auch noch nicht, inwiefern und ob überhaupt seine Onanie mit seinem absonderlichen Verhalten zusammenhängt. Das von den Eltern erwünschte Ziel unserer Erziehungshilfe betrifft auch nicht die Onanieverhinderung des Jungen — wahrscheinlich wissen die Eltern überhaupt nichts von der geheim gehaltenen „Unart" ihres Sprößlings —, sie erwarten, daß sein streitbarer Charakter gebessert werde. Und von dessen Grundlage wissen wir vorläufig nichts.

In der zweiten Sitzung wurde zuerst das Versuchsergebnis besprochen. Es freute Adolf zu vernehmen, daß er eine recht gute Intelligenz habe, schöne Fähigkeiten zu logischem Erfassen, zu objektiver Schätzung, zu Großzügigkeit, dazu das, was man einen „praktischen, gesunden Menschenverstand" nennt. Er mußte auch einen starken Widerspruchsgeist zugeben, und daß er in der Schule nicht leiste, was er eigentlich könnte. An Blick, Gebärde, Ton seiner Stimme merkte ich, wie sein Zutrauensverhältnis zu mir immer fester wurde. Jetzt verriet ich ihm, der Versuch habe auch ergeben, es sei etwas mit seinen Gefühlen nicht in Ordnung, er habe Mühe, sich anzupassen, und er müsse eine innere Angst bekämpfen.

Und nun war alles vorbereitet, daß man Adolf über seine Kameraden, seine Lehrer und seine Streite referieren lassen konnte. Er war jetzt in seinem Übertragungsverhältnis zu mir schon so weit, daß sein Bericht die Form einer Beichte annahm — er klagte sich und die anderen an und erwartete von mir vertrauensvoll Verständnis und Hilfe. Es zeigte sich immer deutlicher, daß Adolf wirklich so etwas wie ein Sündenbock war und daß er häufig für die Kameraden hatte ausfressen müssen. Aber es wurde auch ersichtlich, daß er provozierte — daß er seine Handlungen, seine Mithilfe bei Streichen und seine Antworten bei den Untersuchungen durch die Lehrer so arrangierte, daß man glauben mußte, er sei der Rädelsführer gewesen. Die Strafe ertrug er dann stoisch.

„Ich denke, es müsse so sein, das sei mein Schicksal," meinte er.

In einer dritten Sitzung bewies ich ihm anhand des von ihm gelieferten „Materials", daß er mit seinen Streitereien Strafe suchte.

Er war dabei sehr ernst, die Tränen standen ihm zuvorderst, und er erzählte, meine Deutung bestätigend, wie er sich seinerzeit mit seinem Brüderchen stritt und eigentlich erst „zufrieden" war, wenn ihn sein Vater abstrafte.

Meine Damen und Herren! Sie haben gewiß alle erraten, woher das unbewußte Strafbedürfnis Adolfs stammt. Er bucht die erlittene und manchmal tatsächlich „ungerechte" Strafe auf ein anderes Schuldkonto als Abzahlung: auf das seiner geheim gehaltenen „Sünde".

Vom Elternhause erhielt ich nach der dritten Sitzung den Bericht, Adolf sei verändert heimgekommen, nachdenklich, während er sonst eher lebhaft und fahrig war, und es scheine, daß er seine Gassenkameraden zu meiden beginne, man habe auch aus der Schule einen günstigeren Wochenbericht erhalten.

Zwischen den Zeilen las ich, daß die Eltern weitere Sitzungen als überflüssig betrachteten. Ich wußte aber, daß der Veränderung noch nicht zu trauen war, ich schrieb ihnen, sie möchten sich von der Wendung nicht täuschen lassen und mir den Jungen noch ein paar Stunden überlassen. Ich erinnerte sie an die anfängliche „Besserung" nach den Besuchen bei dem Individualpsychologen und verhehlte nicht, daß Adolfs Zustand jetzt ungefähr der gleiche sei wie damals. Um eine völlige Besserung zu er-

reichen, seien noch mehrere Sitzungen nötig. Ich hoffte, ihnen später nachweisen zu können, warum das so sein müßte.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit Adolf empfing ich ihn mit den Worten: „Wir müssen nun nach der Ursache deines Wunsches nach Strafe suchen. Du mußt irgend etwas auf dem Gewissen haben, das dich plagt, eine geheime Schuld. Was ist das für eine Schuld?"

Mit gesenktem Kopf antwortete er: „Ich weiß es nicht!" Es klingt wie ein Seufzer.

„Besinne dich!" sage ich zu ihm und warte eine Weile.

„Ich will dir auf die Spur helfen. Du hast mir nämlich deine Schuld schon bei der ersten Sitzung verraten!"

Blitzschnell schaut er zu mir auf, erstaunt.

„Gewiß hast du im Religionsunterricht von den Träumen Josephs und Pharaos gehört, nicht?"

Er nickt.

„Auch heute noch haben die Träume etwas zu bedeuten. Und im Verlauf unserer ersten Sitzung hast du mir den Traum von dem Marmelsäcklein erzählt." — Ich wiederhole ihm den Traum langsam, betont, satz- oder wortweise, damit er Zeit habe, selber den Sinn zu erraten, soweit ihm das möglich ist. Nachher frage ich: „Hast du verstanden, was der Traum verrät?"

Zuerst schüttelt er den Kopf. Dann gibt er zu: „Ich weiß es — ungefähr weiß ich es!" Die Worte sind mehr sich selbst zugemurmelt, als zu mir gesprochen, aber an seiner Haltung ist ersichtlich, daß er begriffen hat, worum es sich handelt.

Jetzt darf ich schon direkt fragen: „Seit wann treibst du das geheime Spiel?"

Das Eis ist gebrochen. Ich vernehme, wie er von einem Klassenkameraden der städtischen Realschule, Sohn aus besten sozialen Kreisen, in der Onanie unterrichtet wurde, wie er der Gewohnheit verfiel und dagegen ankämpfte. Die üblichen Onaniebefürchtungen werden von Adolf aufgezählt: die Angst, seine „besten Kräfte" zu verlieren, zu verblöden, sich zu schwächen.

Es wird klar, warum er in der Schule nicht leisten konnte, was seinen Fähigkeiten entsprach. Die *Befürchtungen wirkten suggestiv* — Leistungsverminderung bewies die erwartete angehende Verblödung und war zugleich eine direkte Strafe für die Onanie, Für den „verblödenden" Jungen war der Umgang mit Gassenjungen, die nur die Primarschule besuchten, angemessen. Und weil ein Realschüler einst der Verführer gewesen war, verstehen wir auch Adolfs Opposition gegen seine nächsten Schulkameraden. Der Unwille, der ursprünglich nur dem einen, dem Verführer galt, übertrug sich auch auf die andern.

Es ist noch zu berichten, wie die Erziehungshilfe abgeschlossen wurde. Ich hatte nun soviel Macht über den Jungen, daß er mir *wie ein Gruppenindividuum seinem Führer* glaubte. Diese *Bindung*

nutzte ich aus, um ihm eine mäßige Onanie als unschädlich zu erlauben, und um ihn zugleich anzuhalten, sich in der Selbstbeherrschung zu üben und nicht jedem kleinen Gelüste gleich nachzugeben: er solle sich bemühen, die Intervalle immer weiter hinauszuschieben, und wenn er seinem Drange erliege, so solle er sich nachher keine langen Skrupel machen.

Ich sah ihn zuerst einen, nachher drei Monate später nochmals und erhielt von ihm die Erlaubnis, mit seinem Vater offen heraus zu reden. Erst jetzt konnte ich diesen über die Details unterrichten und ihn wegen der Onanie beruhigen, der gegenüber er übrigens eine sehr vernünftige Stellung einnahm. Später erhielt ich einmal einen freiwillig abgefaßten, dann einen verlangten Bericht von den Eltern, beide lauteten günstig. Man hat den Burschen in der Privatschule behalten können, seine Leistungen haben zugenommen, seine Sittennote läßt nicht mehr zu wünschen übrig, er verträgt sich mit seinen Schulkameraden, er gewann sich aus seinen sozialen Kreisen neue Freunde, und seine Rauflust ist anscheinend dauernd behoben.

Wahrscheinlich ist der Erfolg vollständig.

Bevor wir diesen Fall weiter diskutieren, möchte ich Ihnen einen zweiten vorführen.

Eine elfjährige, langgeschossene und spindelmagere Tochter bringt ihre Eltern dadurch zur Verzweiflung, daß sie plötzlich für nichts mehr rechtes Interesse aufbringt als fürs Essen. Sie ist das Kind einer mittleren Fabrikantenfamilie und das zweite einer vierköpfigen Geschwisterschar. Ein Junge ist zwei Jahre älter, ein Schwesterchen vier Jahre jünger. Das letzte Kind, ein Bübchen, ist ungefähr ein Jahr alt und hat eben das Gehen erlernt.

Die Mutter hat die Erziehungsberatung aufgesucht und berichtet über ihr Sorgenkind.

Es heißt Lilli. In den ersten Lebensjahren war es kränklich, hatte häufig Fieber, und man zweifelte eine Zeitlang daran, daß man es durchbringen könne. Nach seinem dritten Lebensjahre jedoch kräftigte es sich; aber es war ein trotziges, während seiner Krankheiten etwas verwöhntes Kind geworden und zeigte große Lebhaftigkeit. Lange Zeit brauchte es, um sich an die Reinlichkeitsregeln zu gewöhnen; bis zum Alter von sieben Jahren näßte es noch, wenn auch nur gelegentlich, das Bett. Die Mutter war froh, als Lilli zur Schule mußte. Dort wurde sein lebhaftes Temperament ein wenig gebändigt. Es lernte ordentlich, schleppte zahlreiche Kameradinnen und Kameraden heim, und man merkte ihm nichts Absonderliches an: es schien, als entwickle sich die Kleine ganz in Ordnung.

Ungefähr mit neun, neuneinhalb Jahren zeigten sich dann nach und nach immer deutlichere Veränderungen in Lillis Charakter. Am auffälligsten traten zuerst zwei hervor: das Mädel sprach wenig mehr, verlor sein Interesse an Freundschaften und Gemeinschaftsspielen, wurde eine kleine Einsame, daneben zeigte es ein außer-

ordentliches Zärtlichkeitsbedürfnis gegenüber den Eltern, die es bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten umarmte und stürmisch verküßte, ohne aber dabei zu sprechen.

Nachdem dieser Schub von tätlicher Zärtlichkeit als Überrest der ehemaligen Lebhaftigkeit etwas verebbt war, wurde eine mehr als gewöhnliche Unordentlichkeit an Lilli bemerkt; sie ließ in ihrem Zimmerchen, das sie mit der jüngeren Schwester teilt, alles liegen, was sie aus Schrank und Kasten hervornahm und zeigte eine auffällige Indifferenz für alle Reinlichkeitsprozeduren. Sie putzte sich nachlässig, wenn sie auf dem Abort gewesen war, und die Mutter schämte sich, wenn die Wäscherin Lillis Leibwäsche ins Wasser legte. Dazu kam als letzte Eigentümlichkeit die Freßsucht. Die Familie war gut genug gestellt, um ihre vier Kinder reichlich und richtig zu ernähren. Aber die Mengen, die Lilli verschlang, standen in keinem Verhältnis zu ihrer Magerkeit. Zudem wurde sie beschämend naschhaft; im Küchenschrank, in der Speisekammer, im Keller war nichts mehr vor der Tochter sicher: sie erbrach die Töpfe mit Eingemachtem und war gleich erpicht auf Süßes wie Saures, Essiggurken naschte sie ebensogerne wie sterilisierte Früchte und Konfitüren, sie klaute Käse, Fleischreste, Würste, und wenn nichts anderes erreichbar war, so nahm ihr Heißhunger auch mit gesottenen Kartoffeln Vorlieb, als ob es Leckerbissen wären.

Man hätte ihr die Absonderlichkeiten schließlich noch nachgesehen, auch die, daß sie sich mit der jüngeren Schwester so schlecht vertrug, daß man ihr ein eigenes Zimmerchen überlassen mußte. Denn die Unarten wurden nach außen nicht so sehr sichtbar. Lilli wurde gezwungen, häufig ihre Unterkleider zu wechseln, man überwachte sie, wenn sie sich wusch, badete, kämmte, man inspizierte ihr Zimmerchen und ging nicht weg, bis sie darin Ordnung gemacht hatte. Man hielt sie an, die Reinlichkeitsprozeduren nach einem gewissen Stundenplan durchzuführen; mit liebevollem Zuspruch, Vorhalten, Strenge und Strafen, aber auch mit vermehrter Speisenabgabe suchte man sie von ihrer Näscherei zu heilen. Das ließ sich alles innerhalb der Familie durchführen.

Es waren gewisse Erfolge festzustellen. Um den Strafen zu entgehen, befolgte Lilli den Stundenplan, der ihre freie Zeit regelte. Die Naschhaftigkeit flaute ein wenig ab, und man war mit dem Erfolg zufrieden, weil man sich richtig überlegte, daß eine Sucht nicht von einem Tag auf den andern verschwinden konnte.

Nur zum Sprechen brachte man Lilli nicht. Ihr Interesse am Lernen wurde trotz Aufgabenbuch, elterlicher Kontrolle und Nachhilfestunden im Rechnen und Aufsatz so schwach, daß sich die Eltern für Lillis Zukunft großen Kummer machten.

Der Hausarzt konnte gegen die Freßsucht nichts ausrichten. Er erklärte die Magerkeit Lillis damit, daß sie die eingenommenen Speisen gar nicht verdauen konnte, weil immer neue nachdrängten. Und wirklich, in einem

Ferienheim, wo die Tochter nur viermal des Tages essen konnte und elterliche Lebensmittelsendungen nicht erlaubt wurden, nahm sie innert fünf Wochen zwei Kilo an Gewicht zu. Sie hatte dort auch keine Speisen entwendet.

Zuhause war es nicht möglich, ihr die Rationen abzumodeln. Sobald man eine solche Maßnahme einführte, stahl Lilli einfach, was zu erlangen möglich war, sogar die Aufstrichbrötchen ihres Schwesterchens. In ihrer Sucht zeigte sie sich auch nicht mit harten Strafen erziehbar, und die Eltern, in Erinnerung an ihre einstige Kränklichkeit, wollten sie nicht hungern lassen.

Soweit der Bericht der Mutter, der empfohlen wurde, das Kind zu bestimmter Stunde herzubringen.

Sie kamen im Auto. Es war ein warmer Aprilnachmittag. Mein damals etwa neunjähriges Töchterchen befand sich auf dem Spielplatz vor dem Hause und hatte zu ebener Erde mit Sand und Wasser gerade einen „Kuchen" zubereitet, Lilli kommt die Treppe hinauf, entdeckt die Spielende, und statt ihren Weg fortsusetzen, kauert sie nieder und tätschelt den Kuchen mit Wonne.

Die Mutter reklamiert sofort, weil sich die Tochter die Hände beschmutzt und mich nicht mit Anstand begrüßen kann.

Ich mische mich ein. „Komm, Lilli!" sage ich und fasse sie um den Nacken. „Wir wollen die Hände dort reinigen gehn", und ich weise auf ein Wasserbassin im Garten.

Sie folgt mir, und, nachdem die Hände sauber sind, ergreift sie meine Rechte und drückt sich mit ihrer ganzen Seite an mich heran. Bei alledem spricht sie kein Wörtchen.

Nachdem die Mutter eine Zeitlang mit mir geredet hat, fährt sie weg, um zwei Stunden später Lilli wieder abzuholen.

Unterdessen spielen wir, Lilli, mein Töchterchen und ich, mit Sand, Lehm und Wasser. Meine Kleine und ich plaudern beständig dazu. Wir machen zuerst eine Burg mit Tunneln, eine Wasserleitung, meine Frau bringt Lilli eine alte Schürze, und dann wird mit Lehm geknetet: Tische, Stühle, Männlein. Die Tische werden mit Lebensmitteln aus Lehm überstellt.

Meine Kleine und ich wenden uns, wenn es das Spiel ergibt, auch an Lilli, sie muß dies und das machen. Meinem Mädelchen gibt sie kurze Antworten, mir gegenüber verhält sie sich völlig stumm. Dann schüttet mein Töchterchen Wasser in den Lehmkübel und preßt die Masse jauchzend zwischen den Fingern durch.

Lilli ist begeistert, sie faßt auch zu und tut ihre erste spontane Äußerung, die nicht gerade salonfähig klingt: „Schau, wie das scheißt!" Dann erschrickt sie ob sich selber, beißt sich auf die Unterlippe, senkt das Köpfchen und blickt schräg zu mir hinüber, was ich für ein Gesicht mache. Aber ich tue dergleichen, als hätte sie nichts Unanständiges geäußert und spiele weiter.

Lilli ist aufgestanden, schaut eine Weile tatenlos zu, dann bückt sie sich wieder und sagt: „Das darf man bei uns nicht. Die Nägel werden schwarz!" Aber jetzt greift sie wieder zu, man sieht, wie groß ihre Lust dabei ist.

„Habt ihr zu Hause kein Plastilin?" frage ich.

„Doch, aber das ist nicht so schön!" gibt sie Antwort.

„Warum denn nicht?"

Sie rümpft das Näschen. „Ich hasse den Geruch!"

„Und mit Sand, spielt ihr zu Hause nicht mit Sand?"

„Nicht viel. Man verdreckt sich damit. Und ich habe keine Zeit!"

Man hört ein Auto surren. Lilli steht erschrocken auf und hält Ausschau. Ich errate, was sie befürchtet.

„Spiele nur ruhig weiter. Ich will die Mutter empfangen gehn!"

Rasch wasche ich die Hände und gehe auf die Straße. Wie der Schlag aufgemacht wird, flüstere ich, nach oben deutend, der Frau zu: „Bitte, sagen Sie nichts!" und laut lade ich sie ein, ins Haus zu kommen. Lilli, mit ihren verschmierten Händen, ist aufgestanden und erwartet die Mutter wie zur Bildsäule erstarrt. Nachdem die Frau mit einem Kopfnicken vorbeigegangen ist, wird weiter gespielt.

Drinnen spreche ich mit der Frau. Sie wundert sich, als sie vernimmt, daß ihr Töchterchen ein ganzes Halbdutzend Sätze zu mir gesprochen hat.

Es stellt sich nun heraus, daß die Mutter als Städterin aus guten Kreisen die Hygiene außerordendlich schätzt. Sie war einst gezwungen, Lilli rasch und dringend an Reinlichkeit zu gewöhnen, weil sie sich nicht mehr so viel mit ihr beschäftigen konnte, als das dritte Kind anrückte.

Nachdem Lilli während ihrer ersten drei Lebensjahre, ihrer kränklichen Zeit, nachsichtig behandelt und verzärtelt worden war (was durchaus verständlich ist), erlebte sie mit der Ankunft des Schwesterchens plötzlich von Seiten ihrer Mutter Ungeduld und Strenge. Der abrupte Wechsel mußte das Kind verwirren. Daß es dagegen seinen Trotz mobilisierte, ist kein Wunder.

Wir haben vernommen, daß sich die Veränderung im Wesen des Mädchens im Verlaufe des zehnten Lebensjahres vollzog. Wir erraten, daß da etwas geschehen ist, das als Ursache der Veränderung angesehen werden muß. In diese Zeit fällt die letzte Schwangerschaft der Mutter und die Geburt des jüngsten Brüderchens.

Vermutlich ist der Zustand der Mutter vor der Geburt ihres Söhnchens dem Töchterchen nicht unauffällig geblieben. Die Frau bestätigt, daß sie Lilli und die anderen Kinder darauf aufmerksam gemacht habe, daß ein neues Geschwisterchen anrücken werde. Bei dieser Gelegenheit hat sie Lilli ein Stück Sexualaufklärung gegeben: Sie trage das kommende Kind unter ihrem Herzen, und wenn es groß genug sei, so würde es hervorkommen.

Aus Erfahrung weiß ich, daß die Geburt neuer Geschwister bei den

älteren Kindern nicht immer nur eitel Freude bedeutet, auch wenn die wahren Gefühle, oder die mitschwingenden unfreundlichen Strebungen nicht geäußert werden. So sehr Kinder an dem lebendigen Püppchen Freude haben, es bedeutet doch immer ein neues Teilen-müssen in die Liebe der Eltern. Ein Säugling ist in jedem Hause — wenigstens eine Zeitlang — die Hauptperson, um die sich alles zu drehen hat; man darf nicht mehr lärmen, man muß allerlei andere Rücksichten nehmen, die Eltern haben nur noch Interesse für den Ankömmling, reden kaum über etwas anderes und tun so, als ob die älteren Kinder nicht mehr zählten wie vorher. Die Konkurrenz in der Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern durch den Säugling wird außerordentlich scharf empfunden, weckt Ärger und Ablehnung. Und wo diese sich nicht direkt in Worten äußern kann, bricht sie aus als Gebärde, als Haltung, als Charakterveränderung oder gar als neurotisches Symptom. Es kommt — beispielsweise — nicht selten vor, daß ältere, bereits stubenreine Kinder nach der Geburt eines jüngeren Geschwisters wieder anzunässen beginnen.

Im Falle Lilli vermute ich, sie habe unter dem Eindruck der Geburt ihres Brüderchens in ihrer Entwicklung auf eine frühere, bereits mit vier oder fünf Jahren überwundene Stufe regrediert, und daher stamme ihre außerordentliche Freude an Spielen mit Wasser und Lehm. Das Spiel ist ihr ein Ersatz für noch primitivere Beschäftigungen mit Nässen und Schmieren.

Die Vermutung, gestützt auf die Kenntnis der Triebpsychologie, der Äußerungen Lillis und ein wenig auf gut Glück gefaßt, teile ich der Frau mit. Ich sage ihr auch, daß ich von der Freßsucht noch gar nichts wisse, mein diesbezüglicher Versuch mit dem speisengefüllten Lehmtische, habe zu keinem Ergebnis geführt. Nun nehmen wir Lillis Freizeitstundenplan vor und ich empfehle der Frau, ihn aufs äußerst Notwendige zu reduzieren. Die Zimmerinspektionen müssen aufhören, Lilli soll die ärgste Unordnung halten können, und sie soll sich verschmieren dürfen. An den zwei Freinachmittagen will man sie zu mir herausbringen. Die Frau ist natürlich erschrocken über meine Anordnungen. Ich bitte sie um ein Halbjahr Zeit und spreche die Hoffnung aus, daß innerhalb dieser Spanne Lilli selber ein Ordnungs- und Reinlichkeitsbedürfnis entwickeln werde — wenn nicht, so könnten dann Stundenplan, Aufsicht und Zwang wieder einsetzen.

Und nun zeigte sich bald folgende Veränderung: In dem Maße, wie man Lilli in ihrem Unordentlichkeitsbedürfnis walten ließ, wurde sie wieder mitteilsamer, und in dem Maße, wie sie auf dem Wege des gesprochenen Wortes ihr Zärtlichkeitsbedürfnis sättigen konnte, hatte sie nicht länger nötig, es durch übermäßige körperliche Liebkosungen auszudrücken.

Während der nächsten Zusammenkünfte bei mir wurde weiter gespielt und immer mehr geplaudert. Als das Wetter einmal schlecht war, sodaß

Spiele draußen nicht gemacht werden konnten, wurde drinnen mit Tubenfarben gemalt. Später gingen wir zu Farbstiften und Scherenschnitten über, und dann wurden Figuren und Farbenflecke gruppiert. Die Lehmspiele verloren an Bedeutung. Von Lillis Mutter wurde gemeldet, daß das Töchterchen angetroffen worden sei, wie es im Badezimmer die Fläschchen und Utensilien nach Farben und Größen gruppierte; das war der Beginn ihres selbstempfundenen Ordentlichkeitsbedürfnisses.

Über den Zusammenhang und die Ursachen von Lillis Freßsucht merkte man erst beim Papierschneiden etwas. Lilli schnitt stundenlang menschliche Figuren aus, die sie dann als ihre, oder die Kinder einer „Hexe" bezeichnete; nachher schnitt oder riß sie den „Hexenkindern" die Köpfe weg. Damit zeigte sie deutlich die Ambivalenz ihrer Gefühle dem kleinen Bruder, den Geschwistern und der Mutter gegenüber. Aber sie zeigte auch, daß sie selber gern Kinder haben wollte — und mehr und mehr gewannen die Puppen als Spielzeuge an Bedeutung. Bei der Beobachtung der beiden spielenden Mädchen konnte ich einst eine Bemerkung aufschnappen, die schlaglichtartig den Grund der Freßsucht aufdeckte. Es war unterdessen Juli geworden, und die Kinder bereiteten ihren Puppen „Küchlein" aus Roggenäpfeln und speisten sie damit. Eine der Puppen war „die Mutter", eine andere, kleinere, „das Kind". Und nun äußerte sich Lilli: „Gib der Mutter nicht viel zu essen, sonst wächst ihr ein neues Kindlein unter dem Herzen!"

Sie beschäftigte sich also, angeregt durch die teilweise sexuelle Aufklärung ihrer Mutter mit der Frage: „Wie kommt das Kind in die Mutter hinein?" und sie gab sich darauf die Antwort: „Indem diese viel ißt!"

Auf sich selber bezogen — sie wünschte sich ja viele Kinder, wie sie beim Papierschneiden gezeigt hatte — unterlag sie einem unstillbaren Eßwunsch, aus dem sich nebenbei die Naschhaftigkeit entwickelte. Wir haben gehört, daß Lilli damals in der Ferienkolonie keine Speisen stahl. Solches geschah nur zu Hause. Das legt die Vermutung nahe, daß sie eigentlich ihre Mutter berauben wollte; sie, Lilli wollte sich jene Speisen einverleiben, deren Folgen Kinder waren; die Mutter sollte sie nicht haben.

Diese wurde von der Beobachtung und den daraus zu ziehenden Schlüssen unterrichtet und gebeten, ihrem Kinde ein weiteres Stück Sexualaufklärung zu geben, damit es nicht länger die Phantasie von der oralen Konzeption aufrecht zu erhalten brauche.

Zugleich, nachdem nun bald alles wieder in normale Bahnen gelenkt worden war, mußte dafür gesorgt werden, daß das Kind sein starkes Mütterlichkeitsgefühl irgendwo anbringen konnte. Da mir schien, neue Puppen allein genügten dazu nicht (Lilli besaß Puppen und war

schon fast zu alt für Puppenspiele), wurde empfohlen, daß die Mutter ihr ein Kätzchen schenke.

Die Mutter mußte das Geschenk machen. Lilli war ja auf sie eifersüchtig, weil die Mutter und nicht sie ein Kind bekommen hatte. Das kleine Kätzchenkind konnte wie eine Entschädigung aufgefaßt werden.

Mit dem Geschenk wurde noch eine andere Absicht verfolgt und mit der Mutter durchbesprochen. Lilli würde die Erzieherin des Kätzchens zur Reinlichkeit sein. Das bedingte, daß sie sich mit den Reinlichkeitsforderungen der Mutter identifizierte, und daß sie, die nun selber „Mutter" gewordene, die Reinlichkeitsforderungen als eigenen inneren Anspruch fühlte, und ihrem „Kinde" mit gutem Beispiel voranging, selber sich der Reinlichkeit befliß.

Ein Jahr später konnte Lilli die Prüfung für die Mittelschule bestehen, und es kamen keine Klagen mehr über absonderliches Verhalten. Sie vertrug sich auch mit ihrem Schwesterchen wieder besser, das sie wie mein Töchterchen als Spielkamerad benutzte.

Und nun, meine Damen und Herren, wollen wir die beiden Fälle überblicken. Sie haben gewiß den Eindruck erhalten, daß es nicht sehr leicht ist, Erziehungshilfe mit psychoanalytischen Mitteln zu betreiben. Sie können sich gewiß auch denken, daß es leichter ist, nachträglich gut geratene Auflösungen von Erziehungsschwierigkeiten darzustellen, als vor den Rätseln zu stehen, die einem von den Symptomen schwererziehbarer Kinder aufgegeben werden.

Es sind Ihnen hier zwei gelungene Beispiele vorgeführt worden. Ich habe mich absichtlich auf so wenige beschränkt[1], um ihnen Gelegenheit zu geben, nicht nur ganz oberflächlich in die Zusammenhänge hineinzusehen, wie es hätte der Fall sein müssen, wenn ich Ihnen eine verwirrende Fülle „klinischen Materials" vorgelegt hätte.

Ich möchte Ihnen auch hier nochmals sagen, daß psychoanalytische Pädagogik sich nicht in allen Fällen eignet. Aber häufig gerät mit ihr die Erziehung, wenn alle anderen übrigen Mittel versagt haben. Von den Fällen, die sich als psychoanalytisch angreifbar erweisen, können nach meiner Erfahrung drei Viertel ungefähr als Erfolge gebucht werden.

Beim ersten Beispiel haben Sie einen Jungen angetroffen, der aus einer falschen Gewissensreaktion, aus unbewußten Schuldgefühlen zu asozialem Verhalten gedrängt wird und sich einen Teil seiner Intelligenz als Strafbedürfnis abdrosselt. Die Bewußtmachung der unbewußten Motoren, mit aller Vor-

1) Weitere Beispiele in Zulliger, „Gelöste Fesseln", Verlag Huhle, Dresden; „La psychanalyse à l'école", Verlag Flammarion, Paris; „Psychoanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis", Verlag Huber, Bern; „Aus dem unbewußten Seelenleben unserer Schuljugend", ebenda.

sicht und Sorgfalt und unter Ausnutzung einer günstigen Übertragung erarbeitet, wirkte endlich lösend, befreiend.

An meinem Berichte hat Sie vielleicht eine Tatsache irritiert: daß ich dem Jungen die Onanie nicht nur nicht verbot, sondern direkt erlaubte. Ich habe Ihnen jedoch auch gezeigt, wie ich sie bekämpfe: von einer ganz anderen Seite her als mit den üblichen Drohungen und der Unterdrükkung — ich suchte den Willen zur Selbstbeherrschung, den soldatischen Geist der Selbstzucht zu mobilisieren. Eine Meisterung aus freiem Willen ist ethisch wertvoller als eine solche aus Angst und Straferwartung. Angst ist kein lebenbejahender Faktor, und ich halte sie für ein zweifelhaftes Erziehungsmittel, obschon ich weiß, daß sie als solches meist rasch und bequem wirkt.

Bei Adolf kam zudem in Betracht, daß er die Onanie als Selbstbestrafung benutzte; der Traum zeigte, daß die Onanie nicht allein dem Drang nach Lust entsprungen war, sondern zugleich die Bedeutung der Kastration im Sinne einer Sühne angenommen hatte. („Verdummung“ als Suggestionswirkung) Ich habe die Beobachtung gemacht, daß der Onaniewunsch bei solcher Einstellung immer beträchtlich an Intensität verliert, sobald der Onanie die Bedeutung einer Selbstbestrafung genommen werden kann.

Es ist hier nachzutragen, daß auch Träume von Flugunglücken unbewußte Straftendenzen ausdrücken.

Im zweiten Falle handelte es sich um ein Mädchen, das unter der Einwirkung eines Erlebnisses und — vielleicht für das betreffende Kind — nicht zeitgemäßer, jedenfalls mangelhafter Aufklärung auf eine bereits überwundene Entwicklungsphase zurückfiel und von einer Phantasie her in eine Unart hineingetrieben wurde.

Am Beispiel über Lilli sind undurchsichtige Reste geblieben. Wir wissen nicht sicher, was die Unordentlichkeit, Unreinlichkeit, das Schweigen und die Überzärtlichkeit für eine Bedeutung haben. Wir können aber die Zusammenhänge unschwer erraten. Es wurde beobachtet, daß die Zärtlichkeitsregungen abnahmen, als sich Lilli wieder mit Worten ausdrücken konnte. Die Überzärtlichkeit entsprach also einem Mittel, um durch Gebärden Dinge zu sagen, die der Mund nicht sagen wollte oder konnte.

Nicht reden ist häufig eine Trotzäußerung, und diese braucht nicht bewußt zu sein. Die Psychoanalyse hat nachweisen können, daß der Trotz bei der Reinlichkeitsgewöhnung erlernt wird und sich in ein „Nichthergebenwollen von Worten“ (analog dem „Nichthergeben-wollen des Stuhls“) umsetzen kann. Ordnungssinn und Reinlichkeit — das wissen wir seit Freuds Trieblehre — sind Reaktionsbildungen gegenüber einstiger koprophiler und urethraler Strebungen.

Auf unbewußte Wut und unbewußten Trotz Lillis gegenüber der Mutter ließen die Spiele schließen; den „Hexenkindern“ wurden die Köpfe abgeschnitten und die als Mutter bezeichnete Puppe sollte nur wenig zu essen bekommen, damit sie nicht imstande sei, ein neues Kind unter dem Herzen zu tragen.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, unbewußter Trotz liege an den Wurzeln der Redehemmung und am Rückfall in Unordentlichkeit und Unreinlichkeit.

Aus dieser Einsicht heraus wurde zu den „dreckigen" Spielen gegriffen. Die erste Handlung Lillis gab dazu einen deutlichen Fingerzeig. Die noch sehr primitive Beschäftigung mit Lehm wurde nach und nach durch sublimere Spiele ersetzt, bis sich zuletzt das Bedürfnis nach Ordnung von selbst — entwicklungsmäßig — ergab. Lilli hat wohl, gleichsam komprimiert, ein Stück jugendlicher Freuden mit dem Erdreich nachgeholt, die leider vielen Stadtkindern für immer versagt bleiben, und deren Ausfall nicht unbedeutend für ihre Charaktergestaltung ist.

Wenn Sie mich nun fragen, welche Rolle der Erzieher bei der psychoanalytischen Pädagogik eigentlich spielt, so will ich Sie daran erinnern, was es für gewöhnliche Erziehungsmittel gibt: Wir haben die Liebe und die Strenge gefunden. Alle Eltern werden sagen: „Wir versuchten es zuerst mit der Liebe, und als diese zu keinem Ziele führte, ließen wir auch kein Register der Strenge unversucht."

Die Berufspädagogen begehen nun häufig den Irrtum, daß sie sich zutrauen, was den Eltern mit Liebe und Strenge nicht geraten sei, das gelinge ihnen mit den gleichen Mitteln.

Es gibt eben Kinder, bei denen die beiden üblichen pädagogischen Mittel in keiner Mischung Erfolg haben. Dann bleibt noch der Weg der Psychologie übrig, das Auflösen der Ursachen, die die Kinder vom natürlichen Wege abgedrängt haben und sie dissozial erscheinen lassen. Dabei spielt der Pädagoge, je nachdem wie es ihm richtig erscheint und er die Situation erkennen kann, bald den gutmütigen Onkel, bald den älteren Bruder, den strengen Vater, den Spielkameraden, die fordernde Autorität, den Mitverschworenen usw. Immer aber führt er das Kind in sich hinein und aus dem Inferno seelischer Spannungen heraus; seine Rolle ist die eines Führers.

Sie entgegnen mir, daß jeder Erzieher den Kindern gegenüber eine bestimmte Rolle spiele, die befehlende eines Vaters, die gütige einer Mutter usw.

Gewiß, aber sie geben sich häufig darüber nicht Rechenschaft, sie sind in ihrer Rolle stereotypisiert und affektiv daran beteiligt. Wo ein Kind beispielsweise einen Erzieher ablehnt, der Autorität mit äußerlichen Mitteln durchsetzen will, fühlt er sich persönlich beleidigt und reagiert daher nicht mehr sachlich. Ebensowenig kann dies einer, der in die Kinder verliebt ist und als Liebender Gegenliebe erwartet: die Kinder enttäuschen ihn in seinen Liebesansprüchen, er wird deprimiert, resigniert und verliert allen Humor, ohne den man nicht erziehen kann.

Ich habe Ihnen gesagt, daß eine Anzahl der dissozialen Fälle, die für psychoanalytische Erziehungshilfe in Betracht kommen und von ihr in Angriff genommen werden, mißraten. Daran ist manchmal das Verhalten der Eltern schuld. Gar nicht so selten wären die Kinder nie auf einen Abweg gekommen oder sofort wieder „normal", wenn man die Eltern be-

handeln könnte. In solchen Fällen sind Milieuveränderungen für die Kinder als allererste Maßnahme angezeigt.

Wenn Eltern — unwillentlich — eine Behandlung ihrer dissozialen Kinder stören, dann hat das gewöhnlich einen tieferen Sinn. Sie wollen im Grunde genommen gar nicht, daß ihre Sprößlinge anders werden, denn sie sättigen am Bewußtsein, vom Schicksal mit einem „schlimmen" Kinde belastet zu sein, eigene unbewußte Schuldgefühle und eigenes Strafbedürfnis.

Meine Damen und Herren, ich weiß nicht, ob Sie mich verstanden haben, als ich Ihnen meine Zweifel am Rezept des erwähnten Zwangserziehungs-Anstalts-Direktors kundtat. Durch meine Arbeiten, in einen Bruchteil derer Sie heute Einsicht bekamen, gewann ich die Überzeugung, daß eine Besserung Dissozialer nur durch Veränderung der seelischen Kräftekonstellation zustande kommt, daß dies ein außerordentlich verwickelter Ablauf ist, und daß Unterdrückung und Angstausnutzung dazu kaum genügen.

Vielleicht schelten Sie mich Zweifler und Pessimist und halten mir vor, ich vergäße, daß während einer Jahre dauernden Anstaltszeit eine Menge günstiger Beeinflußungsfaktoren auf einen Zögling einwirken, Faktoren, die nicht programmäßig zum voraus bestimmt werden können und nie registriert werden, aber von entscheidender Wichtigkeit sind: die momentanen erzieherischen Einfälle der Aufsichtsorgane.

Dann, entgegne ich, sind aber nicht die blauen und dunklen Zellen verantwortlich zu machen.

Grau sei alle Theorie, sagen Sie mir weiter, und gerade darum, weil wir kein einziges allgemein gültiges Rezept in der Erziehung kennen, sei es viel wichtiger, daß der Erzieher eine Persönlichkeit sei und seinen pädagogischen Inspirationen und Intuitionen folge, als daß er sich den Kopf an lehrbuchhaften Überlegungen zerbricht und die Vielheit der Lebenserscheinungen auf seinem Fachgebiete in dürre Prinzipien ausdestillieren und in geometrische Konstruktionen einfangen will.

Sie haben sicher Recht, aber glauben Sie, daß Michelangelos künstlerische Inspiration und Intuition etwas gefruchtet hätten, wenn er nicht im Besitz des handwerklichen Rüstzeugs gewesen wäre? — Sie wissen, daß Lionardos weltberühmte Gemälde spalten und zerbröckeln, weil er sich zu wenig um die chemische Beschaffenheit seiner Hintergründe und um die Bindemittel der Farben gekümmert hat.

Ich meine, auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit gelten Inspiration und Intuition, aber es ist nie von Schaden, wenn solche Begnadung sich auf den Felsboden gesicherten Wissens und handwerklichen Könnens stützt.

Bei der Erziehung kommen wir ohne eine solide Grundlage pädagogischer und psychologischer Bildung nicht aus. Wie wir im besonderen Freuds Psychoanalyse der Erziehung dienstbar machen können, das habe ich Ihnen heute zeigen wollen.

Kindliche Neurosen[1]

Von Dr. Melitta Schmideberg, London

Von der Häufigkeit der Psychoneurosen bei kleinen Kindern kann sich jeder leicht überzeugen, der der Sprechstunde eines praktischen Kinderarztes beiwohnt. Mit Überraschung wird er dann feststellen, wie viele kleine Kinder an Angst und Phobien, an Pavor nocturnus und Schlafstörungen, an Eßstörungen und Enuresis, an konversionshysterischen und Zwangssymptomen, an psychogenen „Krämpfen", Tic und Stottern leiden und wie wenig auch der beste und einfühlungsfähigste Arzt dagegen auszurichten vermag. Diese neurotischen Symptome sind nicht etwa nur durch Erziehungsfehler hervorgerufen, sondern treten auch bei Kindern auf, die in günstiger Umgebung aufwachsen. Sie sind durch Konflikte verursacht, die bei jedem Kinde wirksam sind. Diese Konflikte können durch das Verhalten der Umgebung verstärkt oder gemildert, aber nie ganz vermieden werden.

Wann treten die neurotischen Symptome zuerst auf? Manchmal schon in den ersten Lebenswochen, ja sogar schon in den ersten Lebenstagen. Es gibt Säuglinge, die von Geburt starke „Trinkfaulheit" zeigen, die später durch eine neurotische Eßhemmung abgelöst wird. Manche Säuglinge zeigen schon in den ersten Lebenstagen oder Wochen heftige Angst, die allmählich — oft schon im zweiten oder dritten Monat — die Form einer bestimmten Phobie annimmt. Es gibt Säuglinge, die an einem Konversionssymptom, an Erbrechen, Verstopfung oder Krämpfen leiden. Fast jedes Kind entwickelt im zweiten oder dritten Lebensjahre Angst, die nicht selten einen mehr oder minder psychotischen Charakter trägt. Es gibt wohl kein Kind, das im Alter zwischen etwa zwei und fünf Jahren von angsthysterischen, konversionshysterischen oder zwangsneurotischen Symptomen frei wäre. Meist sind Unarten und „Schlimmheit", Lügen und Stehlen auch der Neurose gleichzustellen; oft zeigen sich abnorme Charakterentwicklung und asoziales Verhalten schon in der frühen Kindheit.

Man kann einwenden, daß diese neurotischen Symptome im Laufe der späteren Kindheit wieder schwinden. Das stimmt, wenigstens in vielen Fällen. Bei anderen Kindern bleiben sie bestehen, verstärken und befestigen sich weiter. Oft wiederum wechselt das Symptom nur die Form. Angst wird durch Zwangssymptome abgelöst, an die Stelle von Konversionssymptomen treten Charakterschwierigkeiten, usw.

Was geschieht aber in den Fällen, in denen das Symptom tatsächlich aufhört und sich auch kein Ersatzsymptom beobachten läßt? Ein neurotisches Symptom ist der Ausdruck eines seelischen Konfliktes; das Schwinden des Symptoms bedeutet nicht immer das Schwinden des Konfliktes, sondern

---

1) Als Vortrag gehalten am 26. April 1933 in der British Psychological Society, Medical Section. Eine englische Fassung erscheint gleichzeitig in „The British Journal of Medical Psychology".

häufig nur, daß der Konflikt im neurotischen Symptom kein Ventil mehr findet, ein Prozeß, der oft für die Entwicklung des Kindes recht unvorteilhaft ist. Beobachten wir z. B., daß aus einem heiteren und lebhaften dreijährigen Kind, das an einer Phobie oder an Pavor nocturnus leidet, im Alter von sechs Jahren ein Kind geworden ist, das jetzt zwar von der früheren bestimmten und umgrenzten Angst frei ist, aber ein ängstliches und gedrücktes Wesen zeigt (oder umgekehrt überaggressiv und unverträglich wird) oder wenn ein früher normales und gutentwickeltes Kind, das an Enuresis oder einer Eßstörung litt, im Alter von acht Jahren dieses Symptom verloren, aber in seiner geistigen Entwicklung zurückbleibt oder an nichts Freude zu finden vermag, so wird man wohl meinen, daß das Schwinden des Symptoms durch diese Spontanheilung zu teuer erkauft war.

Das Schwinden oder Zurücktreten der neurotischen Symptome im Latenzalter (etwa zwischen fünf und zehn Jahren) beruht darauf, daß in diesem Alter das Drängen der Triebregungen sich mildert und das Ich sich stärkt. Das Kind versucht — meist stark durch die Erziehung dahin beeinflußt — seine Konflikte, verpönten Triebregungen und störenden neurotischen Symptome zu unterdrücken oder wenigstens zu verheimlichen. Durch diese verstärkte Verdrängung gehen wertvolle Triebkräfte, die sonst der Ich-Entwicklung, der Charakterentwicklung und der Liebesfähigkeit zugute kämen, oft unwiederbringlich verloren, ein Verlust für die Gesamtheit, der sich in seinem Ausmaße noch nicht einmal abschätzen läßt.

Das im Latenzalter durch Unterdrückung der Triebregungen zustande gekommene Gleichgewicht wird zu Beginn der Pubertät durch den Ansturm der Triebe erschüttert. Keinem Knaben und keinem Mädchen bleiben in der Pubertät heftige Konflikte und große Schwierigkeiten erspart. Es kommt zu Depressionen, starken Stimmungsschwankungen, Verzweiflungsausbrüchen, auch zu Selbstmordversuchen oder Selbstmord. Psychosen und Neurosen brechen sehr häufig in der Pubertät aus. Die abnorme Charakterentwicklung wird oft in diesem Alter kenntlich. Die Pubertätsschwierigkeiten sind zu bekannt, als daß ich näher auf sie einzugehen brauchte.

Die meisten Menschen werden aber auch mit den Pubertätsschwierigkeiten irgendwie fertig. Aber wie steht es mit den Erwachsenen? Ich will hier nicht weiter auf die zahlreichen Fälle von Psychoneurosen eingehen, die beim Arzte Hilfe suchen, und auf die noch zahlreicheren, die den Arzt nicht aufsuchen. Sichtbar und erkennbar, wenn auch in seinem Ausmaße und seinen Auswirkungen nicht genügend gewürdigt ist der Schaden, den die Gesamtheit durch die Kriminalität, die Psychosen und die Sucht erleidet. Unsichtbar und unerkannt hingegen ist der Verlust durch Hemmung; durch Hemmung der geistigen Fähigkeiten, der Liebesfähigkeit, der sozialen Regungen und der aufbauenden Kräfte, der Sublimierungen. Trotzdem scheint die Tatsache noch wichtiger, weil fast jeder Einzelne durch sie betroffen wird, daß so viele Menschen, ohne eine klinisch diagnostizierbare Erkrankung zu haben, unglücklich sind und die Ihrigen unglücklich machen.

Dieses Bild wird noch durch die so überaus häufigen Charakterabnormitäten leichteren und schwereren Grades und die Sexualstörungen in ihren verschiedenen Formen und Ausmaßen, von denen wohl kaum ein Kulturmensch ganz verschont bleibt, ergänzt. Wenn man sich diese Schwierigkeiten, die ich hier aufzählte — und die vielen anderen, die ich überging — vor Augen hält, so ergibt sich das Paradoxon, daß der Durchschnitt der Menschen nicht „normal" ist, oder, daß der normale Mensch nicht gesund ist. Dann gelangt man aber zur Erkenntnis, wie wichtig frühzeitige Hilfe wäre, wieviel Leid und Unglück eine erfolgreiche Therapie im Kindesalter zu verhüten im Stande ist.

Im folgenden will ich meine Ausführungen durch einige Beispiele illustrieren. Eines der häufigsten Symptome ist Angst. Der achtjährige Harry leidet an starker Angst, besonders in der Dunkelheit und wenn er allein ist. In der Nacht schreckt er mehrere Male auf und kriecht dann in das Bett des Vaters. Er hat Angst zur Schule zu gehen, fürchtet sich vor anderen Jungen und treibt keinen Sport. Die Angst hatte im zweiten Lebensjahre begonnen und sich seither dauernd verstärkt, besonders nach jeder körperlichen Erkrankung. Harry ist ein nett aussehender, an Gemüt und Intellekt gut entwickelter Junge. Die Eltern sind freundlich und verständnisvoll und tun alles, was in ihren Kräften steht, um den Kindern eine glückliche Kindheit zu bereiten. Die Mutter ist allerdings stark neurotisch.

In der Analyse spielt Harry, daß ich ein Kind sei, das schlecht schläft. Er sagt mir genau, wie ich mich verhalten soll: Ich wache auf und sehe, daß ein Mann mich ermorden will. Ganz aufgewacht merke ich, daß es nur der Wind war. Beruhigt schlafe ich ein, um im nächsten Augenblick durch ein schreckliches Geräusch wieder zu erwachen: ein Mann kommt mit einem Messer auf mich zu. Dann kommt mein Vater, der mit dem bösen Mann kämpft. Ich stehe schreckliche Angst um meinen Vater aus, erwache und krieche zu meinem Vater ins Bett, um mich zu überzeugen, daß er noch am Leben ist. Die Angstträume, das Aufschrecken, das Rufen nach den Eltern wiederholt sich mehrere Male. Manchmal antworten die Eltern, einmal kommt meine Mutter und streichelt mich, einmal kommt mein Vater und tröstet mich, aber oft hören sie mich nicht. Dann träume ich wieder, daß ein Mann mich überfällt und ermorden will. Als dieser Mann aber näher auf mich zukommt, merke ich plötzlich, daß es mein Vater ist, der mich freundlich anspricht. Harry fügt hinzu: „Du hattest Angst, weil du ja nicht wußtest, daß der Mann dein Vater ist." Als ich nach vielen Angstträumen am Morgen aufwache, fährt mich mein Vater grob an, weil ich ihn schon wieder in seinem Schlaf gestört hatte.

In diesem Spiel habe ich mich — nach Harrys Angaben — genau so verhalten, wie er sich in Wirklichkeit benimmt. Diese Träume zeigen, daß seine Angst dem Vater gilt, aber nicht dem wirklichen Vater, sondern einer schrecklichen phantastischen Gestalt, von der er nicht weiß, daß es der Vater ist. Neben diesem phantastischen „bösen" Vater ist

der wirkliche Vater vorhanden, der ihn manchmal beruhigt und streichelt, manchmal ins Bett nimmt und tröstet, manchmal anfährt, der ihn manchmal nicht hört, wenn er um Hilfe ruft, der aber immer einen Rückhalt gegen den phantastischen „bösen" Vater bietet.

An diese Angstträume anschließend ließ Harry mich spielen, daß ich ein kleines Kind bin, das noch nicht ordentlich essen kann. Ich verschütte beim Essen und die Mutter tadelt mich. Dann spiele ich Ball, bin aber der Mutter beim Aufräumen im Wege. Ich kann den Ball nicht fangen, die Mutter tröstet mich, daß es nächstes Jahr schon besser gehen wird. Dann ist nächstes Jahr und ich kann den Ball schon manchmal fangen. Alles was ein kleines Kind an demütigendem Nichtkönnen erfährt, habe ich in diesen Stunden zu durchleben.

Die Mutter stellt Kuchen in den Schrank und hängt den Schlüssel auf einen Nagel. Ich kann den Schlüssel nicht erreichen, weil ich zu klein bin. Endlich gelingt es mir, indem ich mich auf die Zehenspitzen stelle. Ich stehle Kuchen, die Mutter erwischt mich dabei und tadelt mich. Als sie mich das nächste Mal wieder beim Stehlen ertappt, sagt sie mir freundlich, ich solle doch warten, es gebe gleich Mittagessen; ein anderes Mal schlägt sie mich auf die Hand, als ich stehle, einmal schenkt sie mir ein Stück Kuchen, usw. Plötzlich aber, als ich Gebäck stehle, kommt ein furchtbarer Bär, der mich auffressen will. Der Bär stellt eine schreckliche Mutter dar, die mich zur Strafe für das Naschen auffressen will.

Der Gegensatz zwischen dieser Schrecken erregenden, fressenden Mutter und der wirklichen Mutter, die manchmal tadelt, manchmal straft, manchmal tröstet und manchmal Kuchen schenkt, ist deutlich genug. Insoferne der Kuchen wirklich nur Kuchen bedeutet, braucht Harry nur die wirkliche, nie sehr strenge Mutter zu fürchten. Insoferne der Kuchen aber für ihn unbewußt die Mutter selbst bedeutet, die er auffressen will, muß er eine phantastische fressende Mutter, den Bären fürchten. Diese phantastische Elterngestalt, von der er die Vergeltung seines Sadismus befürchtet ist sein strenges Über-Ich. Gegen dessen Drohungen schützen ihn die wirklichen Eltern; von den Eltern verlassen, allein, in der Nacht, ist er den Drohungen des Über-Ich, dem fressenden Bären, dem mordenden Mann schutzlos preisgegeben.

In diesen Spielen hatte Harry seine Angstsituationen agiert, mit dem wichtigen Unterschied, daß er mir die Rolle des ängstlichen Kindes übertrug, während er selbst sich mit den gefürchteten Gestalten identifizierte. Daran anschließend spielte er, es sei Turnier: er stellte die Soldaten dar, und ich war das Kind, das die Soldaten bewunderte. Zu dieser Zeit zeigte sich eine auffallende Besserung; Harrys Angst schwand, er wurde jungenhafter und unternehmender. Dieser Fortschritt war dadurch bedingt, daß er sich erst mit den gefürchteten, dann mit den bewunderten Personen identifizierte und auf diese Art seine Angst zu bewältigen vermochte.

Teilweise war diese Änderung auch dadurch bedingt, daß er seine Angst

verleugnete. Er entwickelte jetzt Größenphantasien, die sich auch in gelegentlichem Lügen äußerten. Einmal beschädigte er meine Standuhr, und zeigte deshalb weder Angst noch Bedauern. Am nächsten Tag erzählte er mir, er hätte seine erste Kindheit in Canada verbracht, sei dort geritten, hätte Traktoren gelenkt, usw. und auch seine Eltern im Reiten unterrichtet. „Aber frage Mutti lieber nicht danach, sie spricht nicht gerne über Canada". Sie sei nämlich garnicht seine richtige Mutter. Doch, sie ist seine richtige Mutter, aber sein Vater ist nicht der richtige Vater. Nein, beide Eltern sind nicht seine wirklichen Eltern. Seine wirklichen Eltern leben in Canada, und bald wird auch er dorthin zurückkehren.

Diese lügenhafte Phantasie, die Harry mir gegenüber für Wahrheit ausgab, stellte seine Reaktion auf die Beschädigung meiner Uhr dar. Er hatte deshalb starke Angst und fürchtete, daß ich es seinen Eltern mitteilen könnte und daß diese ihn verstoßen würden. usw. Ist er reich und mächtig, kann er den mir zugefügten Schaden leicht ersetzen. Er ist dann auch seinen Eltern überlegen und von ihnen unabhängig. Nicht seine Eltern verstoßen ihn, sondern er verleugnet sie. Er braucht seine Eltern nicht zu fürchten, denn er hat ja bessere Eltern in Canada. Erst nachdem wir diese Zusammenhänge analysiert hatten, wurde seine überaus starke Angst wegen der Beschädigung der Uhr bewußt. In ähnlicher Weise dienten all seine Lügen zur Vermeidung von Angst, die ihm als solche meist gar nicht bewußt gewesen war[1].

Die Art der Angstverarbeitung ist für die Charakterbildung wichtig. Die dreijährige Vivian kommt in Analyse wegen hysterischer Symptome (Erbrechen, Eßschwierigkeiten, Obstipation) und Angst vor Geräuschen. Vivian, ein einziges und sehr verwöhntes Kind, macht einen altklugen und frühreifen Eindruck. Von Geburt an war sie „trinkfaul". Ihre Obstipation begann im Alter von zwei Wochen. Angst vor Männern und Geräuschen hatte sich zuerst im Alter von drei Monaten gezeigt und mit vier Monaten begann sie zu erbrechen. Schon als Säugling sehr eigensinnig, hat sich dieser Charakterzug im zweiten und dritten Jahr noch gesteigert. Von früh auf zeigte sie sich unverträglich, egoistisch, immer etwas Neues haben wollend, und mit dem, was sie besaß, unzufrieden. Als charakteristisch wird mir berichtet, daß Vivian um drei Uhr nachts aufwacht und in die im anderen Stockwerk befindliche Küche geführt zu werden verlangt. Als ihr Wunsch nicht erfüllt wird, schreit sie eine Stunde lang. Endlich gibt die Mutter nach und geht mit ihr hinunter. Auf der Treppe macht Vivian kehrt und sagt, sie wolle doch lieber im Schlafzimmer bleiben.

Vivian behauptete von mir sowie von jedem, den sie nicht sah, ich hätte geschlafen. Das Gleiche sagte sie auch von sich selbst. Nach einigen

---

1) Harry war ein Jahr (zirka zweihundert Stunden) in Behandlung. Seit der Bet endigung ist etwa ein Jahr vergangen. Er entwickelt sich in jeder Hinsicht gut, is selbständig und unternehmungslustig, hat viele Freunde, treibt Sport und geht meistens erne zur Schule. Er schläft allein und fährt allein mit dem Autobus.

Stunden sagte sie dies nicht mehr, meinte aber, sie hätte gesehen, daß ich im Nebenzimmer mit dem Doktor gekämpft hätte, daß er seine Patientin folterte, usw. Diese Vorstellungen gingen darauf zurück, daß sie den Geschlechtsverkehr der Eltern beobachtet und als Kampf aufgefaßt hatte. Die so entstandene Angst bewältigte sie, indem sie sie leugnete. Sie beruhigte sich selbst; die Eltern schlafen ja, sie kämpfen nicht; ich habe sie nicht beobachtet, da ich schlief. Vivian hatte auch nie Pavor nocturnus gehabt, an dem die meisten Kinder leiden, — dieser trat erst im Verlauf der Analyse auf. Das Verleugnen der mit Angst verknüpften Vorstellungen, das „Schlafen" bildete die Grundlage für ihre intellektuelle Hemmung. Da sie immer weitere, mit diesen Gedanken assoziativ verknüpfte Gedanken verdrängen mußte, scheint es wahrscheinlich, daß diese Hemmung sich ohne Analyse bald wesentlich gesteigert hätte.

Nach einigen Wochen kam es zu einer Charakteränderung. Das vorher so gehemmte Kind wurde überlebhaft, aggressiv, unruhig und wißbegierig. Diese Änderung war dadurch bedingt, daß sie nun ihre Angst anders bewältigte. Hatte sie früher verlangt, ich solle den brennenden elektrischen Ofen aus dem Zimmer nehmen, so beruhigte sie jetzt ihre Angst, indem sie genau wissen wollte, wie er funktioniert. Hatte sie sich vorher vor Lärm, vor einer Maus, vor Männern gefürchtet, so setzte sie sich nun an die Stelle der gefürchteten Personen, wurde selbst lärmend, spielte, sie sei eine Maus, wurde aggressiv und wollte die männliche Rolle spielen.

Ihr Eigensinn und ihre Unersättlichkeit waren auch durch Angst bedingt. Z. B. verlangte sie einmal so heftig meinen Besen, daß ich ihr gestattete, ihn nach Hause zu nehmen. In dieser Stunde hatte sie sich den Finger verletzt und darum mußte sie ihre Angst, den Finger zu verlieren, durch den Besitz des Besens — des großen Fingers — beruhigen. Als ihre Angst sich verringerte, vermochte Vivian sie auf eine bessere Art zu bewältigen: in einer analogen Situation verlangte sie nicht mehr meinen Besen, sondern zeichnete einen.

Ihre Einstellung, immer etwas Neues, meist etwas, was man ihr nicht geben konnte, zu verlangen, war dadurch bedingt, daß sie glaubte, die Mutter gäbe ihr nur etwas Schlechtes und behalte das Gute für sich. Darum sah Vivian alles, was ihr die Mutter gab, als schlecht, alles, was sie ihr vorenthielt, als gut an. Sie schrieb der Mutter ihre eigene Einstellung zu: sie selbst wollte ja das Gute für sich behalten, der Mutter etwas Böses geben; sie selbst heuchelte Liebe und empfand Haß. Das Mißtrauen war also, ähnlich wie die Angst, durch die Projektion der eigenen Einstellung bedingt[1].

---

1) Vivians Analyse umfaßte siebzig bis achtzig Stunden, die sich über sieben Monate erstreckten. Seitdem sind eineinviertel Jahre vergangen. In der Zwischenzeit wurde ihr eine kleine Schwester geboren. Ihre Symptome: Angst, Eßschwierigkeiten, Erbrechen, Obstipation und Nässen haben aufgehört. Ihre Charakterschwierigkeiten haben sich so sehr vermindert, daß die Eltern sie für ein verändertes Kind erklären. Sie hat eine sehr gute und liebevolle Einstellung zur Mutter, liebt und bemuttert die kleine Schwester, vergöttert den Vater. Ihre Anfälle von Eigensinn haben aufgehört und sie ist ein leicht zu behandelndes Kind. Intellektuell ist sie sehr gut entwickelt und ihrem Alter weit voraus. Sie spielt gerne und verträgt sich gut mit anderen Kindern.

Das asoziale Verhalten ist ähnlich determiniert wie Charakterschwierigkeiten. Ich gehe hierauf jetzt nicht ein, weil es eine eigene Arbeit erfordert. „Unarten" lassen sich gegen neurotische Symptome, Phobien oder Perversionen nur schwer abgrenzen. Meist sind sie nicht so starr wie ein Zwangssymptom oder eine lokalisierte Phobie und bieten eine stärkere libidinöse Befriedigung, ein Moment, durch den die „Unart" in die Nähe der Perversion gerückt wird. Vivian weigerte sich manchmal, sich die Nägel schneiden oder sich den Hut aufsetzen zu lassen. Es zeigte sich, daß diese Unarten durch Angst bedingt waren: sie fürchtete, daß die Mutter ihr den Finger abschneiden würde und daß der Hut sich in eine Maus verwandeln könnte. Ein kleiner Junge aß trotz — oder gerade zufolge — der Warnung der Mutter unreifes Obst. Er meinte, daß das Obst den Würmern, die er zu haben befürchtete, noch mehr schaden müsse, als ihm selbst, da sie ja kleiner seien.

Das Schwinden von Unarten ist nicht weniger determiniert, als ihr Auftreten. Herbert, ein Patient, von dem ich noch ausführlicher berichten werde, hatte sich Jahre hindurch trotz strenger Strafen die Nägel gebissen. Mit elf Jahren hörte er plötzlich von selbst damit auf. In diesem Alter hatte er bewußt sadistische Phantasien: er malte sich aus, wie er Frauen die Brüste zerkratze und beiße. Da fiel ihm aber ein, er werde dies ja nicht tun können, wenn er keine Nägel hätte, und deshalb gab er das Nägelbeißen auf. Das Nägelbeißen hatte der Abwehr der sadistischen Phantasien gedient und aufgehört, als diese Abwehr überflüssig wurde, als die Phantasien bewußt wurden. Das Nägelbeißen diente aber nicht nur der Abwehr des Sadismus, der Verhinderung des Kratzens, sondern auch seiner Verwirklichung in einer Ersatzform: Herbert biß — statt der Frauenbrüste — die eigenen Nägel.

Zur Illustration des hysterischen und des Zwangssymptoms will ich nur je ein Beispiel anführen: Vivian begann einmal zu hinken. Dies erwies sich als Strafe dafür, daß sie mich am vorigen Tag mit dem Fuß treten wollte, sowie daß sie Püppchen die Arme und Beine abgebrochen hatte. Am Vortage hatte sie von meiner anderen kleinen Patientin, die mit nach hinten verschränkten Armen dastand, gesagt: *„Joyce lost her arms"*. Weil Vivian wünschte, Joyce, auf die sie sehr eifersüchtig war, solle ihre Arme verlieren, ebenso wie sie den Puppen die Glieder abbrach, bestrafte sie sich selbst, indem sie ihren Fuß „verlor", d. h. nicht gebrauchen konnte. Das hysterische System stellte also eine Selbstbestrafung dar, um der Rache der anderen zu entgehen.

Ein etwa achtjähriger Junge fürchtete sich, daß geisterhafte Gestalten, die in der Nacht am Fenster vorbeiziehen, ihn mit einer Riesenhand aus dem Bette heben würden. Er meinte, daß sie weiter zögen, wenn er seine Finger ausstreckte, und sich nicht fortbewegen könnten, wenn er sie kreuzte. Die geisterhaften Gestalten stellten riesige Finger dar und er glaubte, daß sie sich genau so verhielten wie seine eigenen Finger. Das Zwangs-

symptom, die Finger zu kreuzen, stellte eine magische Handlung dar, mit deren Hilfe er die Angst zu bannen vermochte.

Ich versuchte zu zeigen, welch eine zentrale Rolle der Angst in der Neurose und Charakterbildung zukommt. Eine andere Art, die Angst zu vermeiden, erfolgt durch Hemmung. Beryl war von Geburt an trinkfaul gewesen und konnte später auch nur mit größter Mühe zum Essen bewogen werden. Sie aß — nach dem Ausspruch der Mutter — wie ein anderes Kind Medizin nimmt. Zu jedem Bissen mußte sie überredet werden. Im Alter von zweieinhalb Jahren wog sie elfeinviertel Kilo, was dem Normalgewicht eines etwa eineinhalbjährigen Kindes entspricht. Beryl war in einer sehr günstigen Umgebung aufgewachsen. Die Mutter war eine vernünftige, liebevolle Frau, die selbst einen sehr gesunden Appetit hatte.

Beryl war ein liebes, völlig wunschloses und sehr gehemmtes Kind. Sie war sehr unselbständig, konnte sich nichts holen oder allein machen. Schon als Säugling hatte sie keine normale Aggression geäußert und auch nie gebissen. Ihre Eßhemmung war weitgehend eine Beißhemmung. Das Zerbeißen der Nahrung war für sie darum mit solchen Schwierigkeiten verbunden, weil in ihrer Phantasie die Speisen nicht einfach Speisen bedeuteten. Sie warf einmal Bonbons ins Wasser und sagte mir: „Du kannst sie nicht essen, denn es sind Fische.“ Sie zeigte auch vor Gegenständen, z. B. dem Klebstoff Ekel, der an Grauen grenzte. Einmal sagte sie zu dem Klebstoff: „Beiß mich nicht, Klebstoff, ich beiße dich auch nicht.“ Und mir erzählte sie dann, er wolle ihr den Kopf abbeißen, sie ganz aufessen. Sie konnte der Angst, die aus der Projektion ihrer Aggression entstanden war, nur entgehen, indem sie die Aggression, das Beißen aufgab. Als sie ihre Aggression freier zu äußern vermochte, besserte sich auch ihre Eßlust. Zugleich mit dem Bewußtwerden ihrer Aggression trat Angst auf. Vor der Analyse hatte sie nur sehr wenig offene Angst gezeigt. Nun spielte sie wochenlang, im Zimmer sei ein Grünzeughändler, der sie schlagen, ihre Nase abbeißen, sie zerbrechen wolle. Wenn ich ihn — auf ihre Aufforderung — tötete, erschien ein anderer. Wenn ich im Spiel eine Mauer gegen ihn errichtete, kam er durch das Fenster. Aus jeder Ecke des Zimmers, aus der Wasserleitung, aus der Schublade, kamen zahlreiche Grünzeughändler. Erst als Beryl mir sagte: „Gib ihm zwei Schilling, nein, nur einen Schilling“, schwand ihre Angst vor dem Grünzeughändler und sie meinte nun sehr zufrieden: „Er sagt, ich sei ein gutes Kind.“

Die Angst vor dem Grünzeughändler war durch ihre Aggression verursacht. Konnte sie ihn versöhnen, schwand die Angst. Diese Angst war die Ursache gewesen, daß sie nicht in die Zimmerecken gehen konnte, daß sie nicht allein Wasser holte oder etwas aus der Lade nahm. Etwas holen, etwas wünschen bedeutete für sie ebenso eine Aggression, wie das Essen. Als sich ihr Essen besserte, wurde sie selbständiger und äußerte in normaler Weise Wünsche. Zu einer Zeit, als sie schon ganz gut aß, mußte sie noch immer gefüttert werden. Durch das Füttern schob sie der

Mutter die Verantwortung für das Essen und Beißen zu. Ähnlich ließ sie damals ihre aggressiven Phantasien durch mich ausführen, Spielzeug zerbrechen usw.[1].

Ein noch stärkerer Grad von Hemmung bestand bei Edna, die im Alter von dreieinhalb Jahren mit der Diagnose Debilität zu mir geschickt wurde. Als Säugling schien sie normal, zeigte allerdings nur abnorm wenig Aggression. Die Entwöhnung im Alter von neun Monaten, die mit der Schwangerschaft der Mutter zusammenfiel, gestaltete sich sehr schwierig. Von zehn Monaten an entwickelte sie intensivste Angst, die im Alter von zwei Jahren vollkommen schwand. Gleichzeitig ging aber ihre ganze geistige Entwicklung in auffallendem Maße zurück. Als sie in Analyse kam, hatte sie für nichts Interesse und sprach nur zwei Worte. In der Analyse trat bald außerordentlich starke Angst auf, und das schon vorher bestandene (nicht sehr starke) Nässen verstärkte sich bedeutend. Gleichzeitig bekam sie „Anfälle", die ein bis zwei Stunden dauerten, bei denen sie sich das Gesicht zerkratzte, die Haare raufte, um sich schlug und solche Kräfte entwickelte, daß der Vater sie nicht halten konnte. Die Eltern meinten, daß sie in diesen Zuständen den Eindruck einer Geisteskranken mache, und die Analyse erwies, daß diese Anfälle durch psychotische Angst vor allem sie Umgebenden bedingt waren.

Gleichzeitig mit dem Auftreten und der Steigerung der manifesten Angst begann sie Interesse für die sie umgebenden Dinge zu entwickeln. Als ihre psychotische Angst sich minderte und allmählich einen phobischen Charakter annahm, entwickelte sie einen normalen Ödipuskomplex. Zu dieser Zeit litt sie an einer überaus heftigen Hunde- und Katzenphobie und lief ganz verliebt jedem Mann, den sie sah nach und nannte ihn „Papa". Ihre intellektuelle Störung war durch eine Störung des Gefühlslebens bedingt. Sie hatte kein Interesse für ihre Umgebung, weil sie keine Beziehung zu ihr hatte. Nach drei Monaten Analyse sagte Edna zum ersten Mal „Mama". Dies ereignete sich am gleichen Tag, an dem sie zum ersten Mal in ihrem Leben der Mutter einen Kuß gab.

Als Säugling hatte sie für die Mutter Liebe empfunden. Allem Anschein nach faßte sie die Entwöhnung so auf, daß sie dadurch die Mutter ganz verloren hatte. Ihre ganze Entwicklung in der Analyse ging von der Säuglingssituation aus. Das erste Spiel, das sie spielte, war, daß sie wie ein Säugling gepflegt werden wollte. Dieses Spiel konnte sie nur für wenige Sekunden spielen. Allmählich dauerten diese Spiele länger und gewannen an Details. Alle Spiele, die sie im ersten Jahre der Analyse spielte, basierten auf dem Mutter-Kind Verhältnis (aktiv oder passiv). Die ersten zwei Worte,

---

1) Beryls Analyse dauerte zirka 325 Stunden (zwei Jahre) und ist noch nicht beendet. Beryl ist jetzt ein munteres und lebhaftes Kind, immer guter Laune, lachend und singend. Sie äußert in normaler Weise Wünsche und geht sehr gerne zur Schule. Sie hat sich in jeder Hinsicht zufriedenstellend entwickelt. Ihre Eßhemmung hat sich wesentlich vermindert, aber ist noch nicht voll behoben.

die sie gesprochen hatte, waren: *Baby* (Kind), *Sweet* (Süß, Bonbons). („*Sweet*" bedeutete für sie einen Ersatz für die Muttermilch.)

Zweifellos war Ednas Beziehung zur Mutter von Anfang an schwach gewesen, sonst wäre sie nicht durch die Entwöhnung in solchem Maße erschüttert worden. Auch noch zu einer späteren Zeit, als sie schon ziemlich normale Objektbeziehungen hatte, konnte sie diese nur in Anwesenheit der geliebten Person auftechterhalten. Sie war z. B. in den Mann im Schokoladegeschäft verliebt und war sehr erschüttert, als sie ihn einmal nicht fand. Da bekam sie wieder den leeren Augenausdruck, den sie vor der Analyse hatte und fragte sehr erregt: Papa — wo? wo?

Edna konnte darum nur schwache Objektbeziehungen entwickeln, weil sie die damit verknüpfte Aggression vermeiden mußte. Als sie in der Analyse spielte, sie sei ein Baby, begann sie die normale Aggression eines Säuglings zu agieren, — etwas, was sie seinerzeit unterlassen hatte. Nun lag sie auf der Kommode wie ein Säugling, strampelte und stampfte, nahm Dinge in den Mund, biß sie, warf sie weg, erwartete, daß ich sie wieder aufhebe, und wiederholte dies immer wieder. Nachdem sie so ihre Aggression in spielerischer Weise geäußert hatte, begann sie zum erstenmal am Gebrauch ihrer Glieder Freude zu finden und normal zu gehen. Nach dieser Stunde stellte die Mutter mit Überraschung fest, daß Edna zum ersten Mal in ihrem Leben einen frohen Gesichtsausdruck hätte.

Zweifellos war Ednas abnorme Entwicklung weniger durch äußere ungünstige Erlebnisse, sondern vorwiegend durch konstitutionelle Momente bedingt (ähnlich wie bei Vivian und Beryl). Ihre drei Geschwister sind normal. Das Zusammenfallen der Entwöhnung mit der Schwangerschaft war sicher bedeutungsvoll, da es ihren Sadismus verstärkte; die Geburt des Bruders hat aber keine besondere Rolle gespielt[1].

Bei Edna verhinderte die übermäßige Angst eine normale Entwicklung. Bei Herbert bestand eine ganz gute intellektuelle und Ichentwicklung, als in der Pubertät das Auftreten sehr starker Angst eine weitgehende Regression bewirkte.

Der sechzehnjährige Herbert litt an wahnhaften Verfolgungs- und Beziehungsideen. Er meinte, er werde auf der Straße, in der Schule, usw. dauernd beobachtet. Er beschrieb seinen Zustand, wie den eines Mörders, den man dauernd beobachtet und in dem Moment, wo er etwas verdächtiges macht, ergreift. Da er nicht weiß, was es ist, was dem ihn verfolgenden Detektiv nicht recht ist, so ist es besser, er tut garnichts. Unbewußt be-

1) Ednas Behandlung umfaßte bis jetzt etwas mehr als eineinhalb Jahre (zirka zweihundert Stunden) und ist noch nicht beendet. Das Nässen und die Anfälle haben schon seit vielen Monaten aufgehört. Ihre Hunde- und Katzenphobie ist behoben. Intellektuell entspricht sie jetzt ziemlich ihrer Altersstufe, abgesehen davon, daß sie erst mangelhaft spricht. Sie besucht eine Schule für normale Kinder, ist aber in manchen Dingen hinter den anderen Kindern etwas zurück. Mit den anderen Kindern verträgt sie sich gut. Edna ist ein nettes, originelles Kind, das normale Gefühlsbeziehungen zur Umgebung hat und sich wohl fühlt. Im allgemeinen ist sie leicht lenkbar.

deutete jede Handlung für ihn eine Aggression, — darum verglich er sich mit einem Mörder — und konnte dieser Angst nur durch völlige Untätigkeit entgehen. Herbert konnte die Schule nicht mehr besuchen, weil er an unerträglicher Angst litt, lächerlich zu erscheinen. Besonders fürchtete er wegen seines zu großen Kopfes verlacht zu werden. Mit sechs oder sieben Jahren war er sehr ehrgeizig und erwartete von jedem bewundert zu werden. Dann trat die Angst auf, von jedem ausgelacht zu werden. Im Alter von sechs Jahren onanierte er mit der Phantasie, daß er die Onanie erfunden hätte, und daß sein Penis riesengroß, so groß wie ein Zimmer werde, wenn er lange genug onaniere. Erst erwartete er von allen hierfür bewundert, dann fürchtete er hierfür verlacht zu werden. Diese Onaniephantasien stellten die Reaktion auf die kurz vorher stattgehabte Schwangerschaft der Mutter dar. Er wollte einen riesengroßen Penis haben, wie die Mutter einen riesengroßen Bauch hatte. So wie er sie zuerst bewundert hatte und dann verlachen wollte, fürchtete er nun das Gleiche für sich. Herberts Onaniephantasien erwiesen sich als bestimmend für seine gesamte Einstellung. Wir sehen hier die Vorbildlichkeit des Verhaltens auf sexuellem Gebiete für die Entwicklung.

Herbert zeigte nach Angaben der Mutter schon im zweiten Jahr Anzeichen einer abnormen Einstellung. Er selbst erinnerte sich, daß eine für ihn charakteristische freudlose und wunschlose Einstellung seit der frühesten Kindheit, mindestens aber seit dem dritten Jahre bestand. Im Alter von drei Jahren war er eine zeitlang eigensinnig und trotzig; doch wurde diese Einstellung durch Strenge gebrochen. Mit fünf Jahren litt er an starken manifesten Verfolgungsideen. Im Latenzalter war er sehr passiv und gehemmt, entwickelte aber keine Symptome, außer Zwangsonanie und zwanghaftem Nägelbeißen. Das Nägelbeißen diente ebenso wie die starke Allgemeinhemmung zur Abwehr der Aggression, und hörte auf, als in der Vorpubertät sadistische Vorstellungen bewußt wurden. Er konnte diese sadistischen Regungen aber nicht ertragen, und er erwehrte sich ihrer durch Projektion. Diese Projektion seines Sadismus bewirkte immer steigende Verfolgungsideen. Diesen konnte er nur durch völlige Untätigkeit und Ablösung von der Realität entgehen[1].

Herberts Eltern waren beide schwer abnorm; Vivians, Ednas und Harrys Umgebung möchte ich als durchschnittlich bezeichnen, während Beryl in einem ungewöhnlich günstigem Milieu aufgewachsen war.

Wie hätten sich diese Kinder ohne Analyse entwickelt? H a r r y war ein neurotischer Junge mit starker Angst, passiv und gehemmt. Meistens mildert sich die akute Angst im Laufe der Entwicklung, wirkt sich aber immer

1) H e r b e r t war etwa ein Jahr (zirka zweihundertzehn Stunden) in Analyse. Seitdem sind drei Jahre vergangen. Er hat sich unter schwierigen äußeren Verhältnissen sehr gut entwickelt, und fühlt sich trotz mancherlei Entbehrung recht wohl. Er ist unabhängig und angstfrei, hat gute Beziehungen zu Menschen und zahlreiche Interessen. Die Schule hat er sehr erfolgreich absolviert.

in der Charakterentwicklung und Gesamtentwicklung aus. Ich will zwei Erwachsene erwähnen, die in der Kindheit etwa das gleiche Bild boten, wie Harry: Eine etwa fünfunddreißigjährige Frau leidet an hysterischen Beschwerden, intensivsten Angst- und Depressionszuständen, die von Selbstmordgedanken und stundenlangen Weinkrämpfen begleitet sind. Sie meint in der Vorbesprechung, sie sei zwar schon immer „nervös" gewesen, aber sei doch erst seit dem vor einigen Wochen erfolgten Tode eines ungeliebten Onkels in diesen Zustand geraten. Schon in der ersten Stunde wird ihr klar, daß es ihr seit dem vor fünf Jahren erfolgten Tode des Vaters schlecht ginge, und nach einigen weiteren Stunden erinnerte sie sich, daß sie in der Kindheit starke Angst gehabt hatte. Diese bestand eigentlich immer fort: sie fürchtete sich als Erwachsene, allein im Dunkeln zu sein, fürchtete dauernd, ihre Eltern könnten sterben, ihren Kindern könnte, wenn sie sie nicht sah, etwas zustoßen, geriet in unerträgliche Angst, wenn ihr Mann sich einige Minuten verspätete, litt an hypochondrischen Befürchtungen und grübelte viel. Bei dem Sexualverkehr weinte sie immer, da er für sie mit Schmerzen verknüpft war. Die akute Angst der Kindheit hatte also eigentlich nie aufgehört, sondern sich nur etwas verwischt und wurde durch den Tod des Vaters und später des Onkels wieder verstärkt.

Einen anderen Ausgang zeigt folgender Fall: Ein Patient kommt in Behandlung, weil er aus einem relativ geringfügigen Anlaß einen Zusammenbruch erlitten hatte und seitdem vollständig arbeitsunfähig ist. Er ist außerstande, etwas zu tun und klagt, daß niemand verstehen könne, welch eine Anstrengung ihn der geringste Entschluß koste, z. B. ob er nach rechts oder links gehen solle. In der Kindheit litt er dauernd an Angst, war passiv und gehemmt, konnte sich aber, wenn auch mit Schwierigkeiten, anpassen. Er fühlte sich immer unglücklich. Seit dem Zusammenbruch sind alle Schwierigkeiten in verstärktem Maße wieder da. In der Arbeitshemmung des Mannes kehren die Lernschwierigkeiten des Kindes wieder. So kann er z. B. keine Schüler für ein Examen vorbereiten, ähnlich wie er selbst kein Examen bestehen konnte, weil die Vorstellung des Examens mit zu starker Angst verbunden ist.

Diese beiden Fälle zeigen, wie die Angst zwar scheinbar schwindet, in Wirklichkeit aber nie ganz aufhört, durch relativ geringfügige Anlässe wieder geweckt wird, dann in verstärktem Maße wieder auftritt oder durch eine schwere Hemmung abgelöst wird. In beiden Fällen bestanden auch Störungen der Sexualität.

Was für eine Prognose läßt sich bei einem Kind wie Vivian stellen? Es ist möglich, daß die bei ihr seit dem ersten Lebensjahr bestehenden Konversions- und angsthysterischen Symptome sich weiter verstärken. Das frühe Auftreten der Symptome in diesem Fall verschlimmert meiner Ansicht nach die Prognose. Es ist aber auch möglich, daß die hysterischen Symptome schwinden, an ihrer Stelle aber die Charakterschwierigkeiten sich verstärken. Ich analysierte ein zwölfeinhalbjähriges Mädchen, das an

hysterischen Anfällen, Erbrechen und Angst litt und ein eigentümliches Verhalten Jungen gegenüber entwickelte. Sehr frühreif, mit ziemlich frechem Gesichtsausdruck, galt ihr einziges Interesse Jungen und Kleidern. Sie konnte nicht zu Hause bleiben, sondern ging immer mit Jungen aus. Sie schloß mit zahlreichen Jungen Freundschaften, die sie aber bald aufgab, um neue einzugehen. Diese Charakterschwierigkeiten wechselten mit ihren hysterischen Symptomen ab; beide waren analog determiniert. Durch das Erbrechen suchte sie sich von etwas Schlechtem, Schmutzigem zu befreien; ein neues Kleid bewies ihr, daß sie sauber, ein neuer Freund, daß sie liebenswert sei.

Ähnliche Momente hatten bei einer Erwachsenen zur Prostitution geführt. Während sie zunächst gar keine Symptome zeigte, traten im Verlauf der Analyse in der Kindheit bestandene hysterische Symptome, Angst und Depression wieder auf, als ihre Charakterschwierigkeiten sich milderten. Sie fühlte, sie könnte einer nahenden Depression nur entgehen, wenn sie wieder auf die Straße ginge und sich so den Beweis verschaffe, daß sie begehrenswert sei. Sie hatte seit der frühesten Kindheit die Einstellung, das, was sie am meisten fürchtete, herbeizuführen, um so der unerträglichen angstvollen Erwartung zu entgehen. Im Alter von zwei Jahren warf sie einmal ihre Milchflasche, ihren liebsten Besitz, auf die Erde, ein andermal zerschmetterte sie ihre Lieblingspuppe. Diese Einstellung hatte sie auch zur Prostitution getrieben. Ihre Angst, von Männern beschmutzt und vergewaltigt zu werden, war so groß, daß sie diese Situation in einer gemilderten Form lieber selbst herbeiführte.

Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß bei allen Erwachsenen, die ich hier erwähnte, die Symptome der Kindheit teilweise oder ganz durch eine Störung des Sexuallebens im Erwachsenenalter abgelöst wurden. Ich habe bisher noch keinen Patienten gehabt, bei dem dieser Zusammenhang nicht bestanden hätte. Er beweist die Annahme der Psychoanalyse, daß die neurotischen Symptome und Ängste der Kindheit innig mit der Sexualität zusammenhängen, daß sie ein Anzeichen einer gestörten psychosexuellen Entwicklung darstellen, die sich beim Erwachsenen in deutlicherer und verstärkter Form als Störung des Sexuallebens auswirkt. Gelingt es also beim Kinde die Störung der psychosexuellen Entwicklung zu beheben, so wird man auch der späteren Sexualstörung vorbeugen.

Wie hätte sich die kleine B e r y l mit ihrer schweren Eßhemmung entwickelt? Eßstörungen gehören zu den häufigsten Symptomen des Kindesalters und bleiben häufig auch beim Erwachsenen in gemilderter Form bestehen. Es ist aber ja schließlich nicht sehr wichtig, ob ein Erwachsener beim Essen unlustig, wählerisch oder ungezogen ist. Wichtiger ist aber, daß die Einstellung des Kindes zum Essen für seine ganze Einstellung zur Umwelt bedeutungsvoll ist. Ich beschrieb das wunschlose und gehemmte Verhalten Beryls, die nicht nur auf das Essen, sondern auch auf Spielzeug, Geschenke und eigentlich auf alles verzichtet hatte. Das Verhältnis des kleinen Kindes zum Essen erweist sich als vorbildlich für seine spätere Ein-

stellung zu Geschenken, und zum Geld, und beeinflußt auch seine Beziehung zu Menschen und zur Realität überhaupt. Die erste aufnehmende Tätigkeit, das Essen, wirkt sich auf die anderen aufnehmenden Tätigkeiten, insbesondere auf das intellektuelle Erfassen und auf die weibliche rezeptorisch-vaginale Sexualfunktion aus, und eine Eßstörung führt später meist zu Störungen auf diesen Gebieten.

Eine Patientin hatte im zweiten Jahr sehr große Schwierigkeiten beim Essen. Sie entwickelte sich im ganzen normal, abgesehen davon, daß sie zeitweise an starken Depressionen litt und ungewöhnlich schwer Schreiben und Lesen lernte. Jetzt lautet ihre immer wiederkehrende Klage: „*I can not take things in.*“ Sie kann Dinge, die man zu ihr sagt, nicht verstehen, die Realität nicht zur Kenntnis nehmen, ist im Erfassen bei ihrer künstlerischen Arbeit gehemmt, hat außerordentlich große Schwierigkeiten Geld zu verdienen. Diese Klagen sowie Schwierigkeiten im Verhältnis zum Mann und bei der Arbeit gehen mit ihren noch immer bestehenden Eßschwierigkeiten Hand in Hand und verringern sich gleichzeitig.

Auch bei andern Patienten habe ich ähnliche Feststellungen gemacht, aber eine Eßhemmung vom Ausmaße der von Beryl habe ich noch nicht beobachtet. Ich kann deshalb nicht beurteilen, ob sich bei ihr die Eßhemmung später dadurch gemildert hätte, daß sich die Hemmung auf verschiedene Gebiete verteilt, oder ob das so gehemmte und unterernährte Kind, das an dieser Welt so wenig Interesse hatte, nicht früh gestorben wäre. Aber auch die Möglichkeit, daß die Objektablösung sich zu einer Psychose gesteigert hätte, läßt sich nicht ausschließen. Ich kann nicht voraussagen, was ihr weiteres Schicksal gewesen wäre.

Wohl kann ich aber voraussagen, was das fernere Schicksal von Edna und Herbert gewesen wäre. Aus einem debilen Kind wie Edna wird eine debile Erwachsene. Der Grad der künftigen Debilität läßt sich bei einem dreijährigen Kinde noch nicht voraussagen, doch läßt sich annehmen, daß sie unfähig gewesen wäre für sich selbst zu sorgen und normale Beziehungen zu Menschen zu haben.

Bei Herbert lag eine beginnende Geisteskrankheit (Dementia paranoides) vor. Die rapide Verschlimmerung seines Zustandes in den letzten Jahren und die außerordentliche Intensität seiner Angst, die sich in seiner Analyse zeigte, macht es wahrscheinlich, daß sich die Geisteskrankheit ohne Behandlung bald soweit gesteigert hätte, daß man ihn hätte internieren müssen.

Wir können die Debilität im Erwachsenenalter durch Analyse nicht heilen. Wenn auch erwachsene Geisteskranke durch Analyse oft recht günstig beeinflußt werden können, gelingt es doch nur sehr selten, bei ihnen völlige Normalität zu erzielen. In diesen schweren Fällen zeigt sich die Bedeutung der Kinderanalyse am eindrucksvollsten: sie hat die Patienten vor der künftigen Debilität und Geisteskrankheit bewahrt, Erkrankungen, die später auch durch Analyse nicht oder nur mangelhaft geheilt werden könnten.

Neid und Freßgier[1]

Von Else Fuchs

Ein fünfdreivierteljähriger amerikanischer Junge hatte die Gier, ungeheure Mengen von Nahrungsmitteln zu verschlingen und alles zu zerbeißen und hinunterzuschlucken, was irgend erreichbar war. Das Kind hatte seine sämtliche Bauklötze angenagt, hatte aus dem Inneren seines Hampelmannes alle Sägespäne aufgegessen, auch den Glacéhandschuh seiner Mutter völlig verzehrt. Der Kleine, nennen wir ihn Tommy, schrie mörderisch, wenn man ihm seinen Teller nicht übervoll auflegte. Er trank die Milch literweise, griff mit den Händen in die Schüsseln und stopfte sich den Mund ganz voll, ging in die Speisekammer und entnahm dort unter anderem Reis, den er roh hinunterwürgte. Sein ungeheuerlicher Appetit ließ die Eltern bereits vor längerer Zeit einen Kinderarzt aufsuchen, der zum größten Schrecken aller, als Folge des maßlosen Essens Gefahr für das Herz und Zucker im Urin fand. Als eines Tages die mütterliche Straußenboa in eine dünne, unansehnliche Strippe verwandelt war, rief man mich — obgleich man wußte, daß die Familie Europa bald werde verlassen müssen.

Ich fand einen bleichen, pastösen, ernst aussehenden Knaben vor, der mit den gewandtesten Manieren mir seine Spielsachen zeigte. Wir trieben drei Tage lang so artige Gesellschaftsspiele wie Quartett, Tiddledywins, Halma usw. An diesem dritten Tage fiel es mir ein, noch ein zweites Mal und unangemeldet zu dem Kinde zu gehen. Da sah ich den Jungen strampelnd auf dem Teppich liegen und wohlgemut eine Melodie vor sich hinsummen, während er in beiden Händen kleine, lebendige Tiere hielt — von denen er eine Anzahl besaß — und sie abwechselnd zum Munde führte. Da Tommy völlig versunken in sein Spiel war, hatte er mein Eintreten gar nicht gehört, und ich mußte ihn noch einmal laut begrüßen. Der Junge war außer sich, daß man mich ihm nicht angemeldet hatte (er war es nicht gewohnt, unangemeldete Gäste zu empfangen). Ich beruhigte ihn rasch, setzte mich neben ihn auf den Boden und spielte mit den Tieren. Tommy kroch mißtrauisch um mich herum, dann fing er ganz allmählich mit mir und den Tieren zu spielen an. Auf einmal ergriff er einen Frosch, machte mich extra darauf aufmerksam und steckte ihn ein Stückchen in den Mund. Ich fing mir einen anderen und bewies ihm, daß ich ebensoviel könne wie er. Ich tat das ganz bewußt, um dem Kinde zu zeigen, daß ich nicht wie die anderen Erwachsenen sein Verhalten so unerhört abnorm finde. Da hat Tommy zum ersten Mal laut und herzlich mit mir gelacht, die Fassade der guten Erziehung war gebrochen, und ich gewann Kontakt mit dem Jungen, vorerst, indem ich mich an seinen Spielen mit seinen Lieblingstieren beteiligt hatte. Wir haben nun tagelang nur mit den lebenden Tieren gespielt (einen Dackel, Meerschweinchen, Fröschen, weißen Mäusen und zwei Zeisigen),

1) Nach einem Vortrag in der Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft am Berliner Psychoanalytischen Institut.

aber ich hatte es glücklicherweise nie mehr nötig, Mäuse oder Frösche zum Munde zu führen. Bei diesen Spielen handelte es sich zunächst hauptsächlich um das (phantasierte) Auffressen lebendiger Tiere, auch um das Auffressen von Spielzeugtieren. Als Tommy sich genügend mit diesen Tieren ausgetobt hatte, trat ein neues Spiel in den Vordergrund. Tommy besaß einen großen Stoffelefanten, den er „Daddy" nannte. (Daddy im amerikanischen gleich Vatti.) Ferner kramte er aus seinem vollgepfropften Spielschrank. sämtliche kostbaren Spielsachen wie selbstverständlich beiseite lassend, eine kleinwinzige Gummibabypuppe heraus. Dieses *„little one"* stellte Tommy in die Mitte des Zimmers, dann setzte er sich möglichst entfernt davon auf den Elefanten „Daddy" und ritt mit Gebrüll *„I am going to eat you up!"* auf die Babypuppe zu, stürzte sich auf diese und stopfte sie in den Rüssel des Tieres. Den Ausdruck: *„I am going to eat you up!"* hatte er wörtlich aus zwei englischen Kinderbüchern entnommen.

Durch unsere Unterhaltungen erfuhr ich, daß die Mutter im vierten Schwangerschaftsmonat war, was man nicht für nötig befunden hatte, mir zu sagen. Man wird in dieser Hinsicht vom Publikum nicht verwöhnt. Ist es mir doch vor einiger Zeit geschehen, daß ich zu einem kleinen Mädchen gerufen wurde, bei dem mit Sicherheit festgestellt war, daß „seit genau fünf Wochen die Kleine die Nahrungsaufnahme verweigerte". Ich bat inständigst, sich doch zu überlegen, was sich vor genau fünf Wochen zugetragen haben könnte, aber weder meine Fragen, noch all meine harmlosen Vorschläge, ob die Mama vielleicht im Theater war und die Kleine sich abends verlassen vorgekommen war usw., nichts war das Richtige. Bis ich nach einigen Besuchen im großen Hause eines schönen Tages in der Diele einen Kinderwagen sah, und auf meine erstaunte Frage die überraschende Antwort bekam, das sei der Wagen vom „Brüderchen"! Es war die reine Ironie, daß ich noch fragte, wie alt das Brüderchen sei. „Morgen wird es sechs Wochen!" Ich glaube, wir dürfen uns überhaupt niemals wundern, daß Kindheitseindrücke „vergessen" werden.

Im Falle des Tommy stellt sich gleichfalls heraus, daß die Freßsucht des Jungen vor wenigen Wochen einen so beängstigenden Grad angenommen hatte. Er hatte natürlich die Schwangerschaft bemerkt, sei es durch Äußerungen, sei es durch das Befinden, respektive das Benehmen der Mama. Ich sagte ihm nach dem Gespräch mit derselben, daß ich es unkameradschaftlich von ihm fände, daß er mir nicht von dem zu erwartenden Baby längst erzählt hätte. Worauf er prompt erwiderte: „Du bist aber unanständig!" Tommy spielt jetzt, daß die zum Rüssel des Elefanten hineingestopfte Babypuppe beim Schwanz wieder hinausgeworfen wird. Im Anschluß daran werden orale Befruchtungs- und anale Geburtstheorien besprochen. Nun wird das frühere Spiel zum dritten Mal verändert, jetzt umgekehrt: Die Babypuppe stürzt sich mit Höllengebrüll: *„I am going to eat you up!"* auf den Elefanten Daddy. Allmählich, sehr allmählich rückt Tommy mit seinen Sorgen um den „Zuwachs" heraus. „Er wird mir die Tiere kaput machen! Er wird mir die Musik wegnehmen (ein kleines Klavier für Puppen und mehrere Spielinstrumente)! Er wird mir alles auf-

e s s e n!" Ich spreche darüber, daß man nicht vor der Geburt des Kindes wissen könne, ob es ein Junge oder ein Mädchen würde. Es schließt sich hieran eine korrekte Schilderung des Geburtsvorganges. Von Ablauf und Bedeutung des Vorganges bei der Befruchtung bzw. beim Geschlechtsverkehr konnte unter den gegebenen Umständen nicht gesprochen werden. Wohl wurden aber die typischen, infantilen, o r a l e n Befruchtungs- und Geburtsphantasien, wie erwähnt, berücksichtigt.

Ich gebe Tommy die genauen Maße eines Neugeborenen und erzähle ihm, wieviel Zentimeter ein Kindchen in Abständen wächst. Ich spreche ganz ausführlich von der Säuglingsernährung. Tommy hört immer voller Anspannung, fast andächtig zu. Es gelingt mir, das Kind für den Vorsprung zu interessieren, den es vor dem zu erwartenden Baby hat. Es sei winzig, etwa füngzig Zentimeter lang. Tommy mißt nun alles mit dem Metermaß und gibt es mir schließlich völlig beruhigt zurück: „Du kannst es wieder fortnehmen, wir brauchen es nimmer!" Das Baby werde zwar wachsen, er aber auch. Das Baby äße richtiges „Baby-Essen", so süßes, breiiges Zeug, was „u n s G r o ß e n" gar nicht schmeckt. Im Zusammenhang damit tritt die sehr wünschenswerte Mäßigung in Bezug auf Milch und Zucker ein. Der kleine Tommy zeigt sein Verständnis für die Deutung, daß, was immer er fräße, es doch nicht Vater, noch Mutter oder das Baby sei, indem er mir eines Tages folgendes Rätsel aufgibt: „Was ist das? Ich esse es auf, aber es bleibt doch da. Und dann drückt es im Bauch, und Du hast nichts vom Richtigen drin?" In derselben Zeit spielt der Wunsch, so zu werden wie der Vater und seine hohe Position zu erreichen, eine besondere Rolle. Es fällt die weitere Mäßigung der Eßgier günstig zusammen mit der von den Eltern ersehnten Entwicklung guter Manieren.

Ich fand den Moment gegeben, Tommy als g r o ß e n J u n g e n auftreten zu lassen, der so wesentlich viel größer und gewandter als jedes Baby sei. So schlug ich dem Kinde vor, mit mir auswärts zu speisen. Wenn auch der Anfang hierbei noch recht schwierig war, vor allem wegen der beobachtenden Umgebung in Lokalen, verlor ich den Mut dennoch nicht, sondern wagte es immer wieder. Nach einiger Zeit hatte Tommy erfaßt, daß man in Restaurants *„gentlemanlike"* zu sein hätte, er fand nun sehr bald Freude daran, suchte sich Genüsse von der Speisekarte aus, welche er sich von mir immer wieder vorlesen ließ, und bald hatte ich einen allerliebsten Tischherrn. In diesen Tagen arrangierten wir es, daß Tommy von jetzt an des Abends mit seinen Eltern zusammen aß. Es ergab sich fast mühelos, daß die „Restaurant-Allüren" auch auf das Haus übertragen wurden, das heißt: zur Gewißheit wurden. Schon etwas früher stellte ich fest, daß Tommy nichts Uneßbares mehr annagte oder gar hinunterschluckte. Wenn der Kleine müde oder traurig war, fing er zu kauen an. Er versuchte es vorerst mit den Nägeln oder mit dem Taschentuch. Ich ließ ihm getrocknete Bananen besorgen und sagte ihm, wenn er älter sei, könne er Kaugummi nehmen oder rauchen. Er forderte im Augenblick eine Zigarette, die ihm gar nicht schmeckte, und die er sehr eilig wieder fortlegte. Sobald Tommy die „Kaubananen" hatte, unterblieb das Kauen an den Nägeln

und an den Taschentüchern. Dann kam er wieder in die genitale Onanie hinein, was aber bloß vorübergehend war. Einmal legte er sich sinnend auf das Sofa; lange war er ganz still, bis er dann monoton vor sich hinsang: „Bis acht Jahre Bananen, bis dreizehn Jahre Kaugummi und dann Zigaretten!" Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich dem Jungen nie diese Anzahl von Jahren gesagt habe.

Wir hatten in der zur Verfügung stehenden, außerordentlich knappen Zeit mehr erreicht, als ich zu hoffen gewagt hatte; das Kind konnte getrost auf die Reise mitgenommen werden. Man fuhr zuerst in einen Kurort, wo die Großeltern, die Tommy nach Jahren wiedersahen, ihn einen gescheiten und „graziösen" Jungen nannten — was der Wirklichkeit entsprach, denn er hatte sich inzwischen auch äußerlich günstig verändert. Hier möchte ich einflechten, daß, ohne daß irgend jemand dem Kinde ein Verbot in dieser Richtung gegeben hätte, es ganz von sich aus, niemals und zu niemandem je ein Wort über seine „Freßgierzeit" geäußert hat. Von der Behandlung möchte ich noch erwähnen, daß der Kleine außerordentlich musikalisch war und sich sehr rasch beruhigte, wenn er nur besondere Töne hörte. Da dachten wir uns ein musikalisches Spiel aus. So paukte Tommy wütend auf der Trommel herum, wenn er etwas erreichen wollte; konnte ich es ihm nicht erfüllen, so griff ich dann zu einer kleinen Mundharmonika und blies ein englisches Lied, das er den *„Impossible-March"* tituliert hatte. Es gab Tage, da sprach er nicht mit mir, weil ich ihm „viel zu unanständig" war. Wir vertrugen und verständigten uns dann mittels mehrerer Instrumente ganz vorzüglich. Einmal bat ich Tommy um eine Gefälligkeit, da griff er zu seiner kleinen Flöte und blies den *„Impossible-March"*, um eine Minute später lachend meine Bitte zu erfüllen. „Ich bin nicht Du, wenn ich nein sage; hernach sage ich doch ja, weil ich heute nur Witze mit Dir machen will." Er war überhaupt in diesen Wochen viel heiterer geworden. Während der Behandlung biß mich Tommy einmal heftig in die Brust; das möchte ich damit in Zusammenhang bringen, daß ihn eine Negernurse noch in relativ hohem Alter angelegt hat. Überhaupt machen einige Angaben sehr wahrscheinlich, daß schon in der frühesten Zeit orale Störungen vorlagen. Als Baby soll Tommy viel erbrochen und sehr geschrien haben, wenn man ihm die Flasche fortnahm.

Die Angst vor dem Gefressenwerden spielt in diesem geschilderten Fall unbewußt eine wesentliche Rolle. Ferner Haß gegen den Vater, eine besonders ambivalente Bindung an die Mutter und eine Identifizierung mit der schwangeren Mutter. Ich glaube, daß folgende äußeren Umstände mitgewirkt haben, die Freßgier entstehen zu lassen: Die Tatsache des sehr häufigen Ortswechsels und daß der Junge früher, bis zu der Zeit also, in der diese Gier verstärkt auftrat, meist getrennt von den Eltern lebte und sie erst in Deutschland richtig kennenlernte, wo er mit ihnen in einem Hause wohnte und viel mit ihnen zusammenkam.

Inzwischen ist das Geschwisterchen geboren worden: „Nur" ein Mädchen, so schrieb man mir. Meinem kleinen Patienten soll es gut gehen. Die Behandlung — die natürlich von Anfang an als Notmaßnahme und nicht als regelrechte Analyse gedacht war — liegt nun fast zweieinhalb Jahre zurück.

Aus dem heilpädagogischen Seminar der Wiener Kindergärtnerinnen

Verspätete Reinlichkeitsgewöhnung

Von Anni Pörtl

Rudi S. kommt im September 1932 zu mir in die Sondergruppe. Vier Jahre, neun Monate alt, ist er ein kleines, zartes, blasses Kind, mit verkrampft scheuem Ausdruck und ständig niedergeschlagenen Augen. Auffällig ist seine Haltung; sein Körper bildet mit den Beinen einen nahezu rechten Winkel, es bewegen sich beim Gehen und Laufen nur die Beine vom Knie abwärts, während Kniee und Schenkel fest aneinandergepreßt bleiben. Sein Verhalten ist völlig passiv. Seine scheinbare Teilnahmslosigkeit ist der Ausdruck schwerer Hemmungen, die ihn weder spielen noch arbeiten lassen, und ihn so mutlos erscheinen lassen. da er den Kontakt mit der Außenwelt aufgegeben und sich in sich selbst zurückgezogen hat. So ist er schließlich nicht fähig etwas selbständig zu unternehmen, er reagiert nicht auf Bitten oder Aufforderungen, er spricht keinen Wunsch aus und redet fast überhaupt nichts.

Das einzige Zeichen einer aktiven Stellungnahme zur Außenwelt scheint anfangs ein großer Muskelwiderstand zu sein, welchen er bei jeder Bewegung, so beim Gehen und Laufen, zeigt. Er bereitet auch beim Essen Schwierigkeiten und solche in der Reinlichkeitserziehung, er kotet sich oft und näßt sich täglich ein. Später erkennen wir auch da, daß es die Auswirkungen schwerer Hemmungen sind. Charakteristisch für Rudi waren die Beobachtungen, die wir in Anwesenheit seiner Mutter an ihm machten.

Er blieb trotz wiederholter Bemühungen, ihn vom Schoß der Mutter wegzubringen, dort und wendete den Blick ab, wenn er sich beobachtet fühlte. Warf man ihm trotzdem einen Ball zu, so erhellte sich für einen Augenblick sein Gesicht und er warf den Ball zurück. Auch beim Bilderzeigen versuchte er zuerst starr über dieselben hinwegzuschauen, später siegte aber doch sein Interesse. Man legte ihm Bilder vor und forderte ihn auf, bestimmte Bilder zurückzugeben, was ihm nach leichtem Widerstand gelang. Ihm waren fast alle Begriffe und die Farben bekannt. Beim Zylindereinsetzen (verschieden große, zylinderartig geformte Holzklötze müssen in die dazupassenden Vertiefungen gesteckt werden) zeigte sich ebenfalls zuerst muskulärer Widerstand, er räumte aber bald geschickt und selbständig ein. Sein erneuter Widerstand zeigte sich darin, daß er bald darauf die Arbeit mit groben Fehlern löste. Die Zahlenbegriffe bis drei waren ihm

geläufig und nach kurzer Betrachtung der Vorlage legte er geschickt und sicher ein Haus aus Stäben. Während er so am Schoß der Mutter sitzend mit uns bekannt wurde, sprach er kein Wort, erst am Gang nach Verlassen des Zimmers hatten wir Gelegenheit zu hören, wie er geläufig und ruhig mit der Mutter sprach,

Das Verhalten Rudis während dieser Beobachtungsstunde zeigt eine nicht gewöhnliche Abhängigkeit von der Mutter; sie muß ihn auch trotz seiner viereinhalb Jahre rein und trocken halten.

Bevor ich über Rudis Leben und Entwicklung in der Sondergruppe spreche, will ich die Vorgeschichte seines kleinen Lebens bringen, will seine Mutter und die häuslichen Verhältnisse schildern, soweit mir Rudis Mutter damals Einblick gewährt hat.

Rudis Mutter, Frau B. war verheiratet und aus dieser Ehe stammt eine nun zwölfjährige Tochter. Der Mann hat sie verlassen und Rudi ist das uneheliche Kind mit einem Lebensgefährten, der sie ebenfalls verlassen hat. Von keinem der Männer bekommt sie Alimente, weil beide im tiefsten Elende leben. Sie selbst findet keine Arbeit und ist bei der Deckung der Lebenshaltung auf sechsundzwanzig Schillinge im Monat Pflegebeitrag angewiesen, was nicht für das Notwendigste reicht. Mutter und Kinder bewohnen ein Kabinett, wo Rudi mit der Mutter das Bett teilt. Als Unterlage werden alte, wärmere Kleidungsstücke genommen.

Schon einige Male wollte Frau B. die Kinder in die städtische Übernahmsstelle für Kinder bringen, doch verstand es die Tochter immer wieder die Mutter von ihrem Vorhaben abzubringen. Nicht Lieblosigkeit, sondern die größte Not hätte die Frau dazu bewogen, die Kinder herzugeben.

Die Schwester Rudis ist sehr verständig, vernünftig und lebhaft. Ihre Beziehung zu Rudi ist sehr liebevoll. Der Kontrast im Wesen der Kinder beunruhigt die Mutter, sie befürchtet bei Rudi einen geistigen Defekt. Diese Befürchtung wird durch die Schwierigkeiten seiner Reinlichkeitserziehung verstärkt.

Frau B. ist eine verhärmte, abgemagerte Frau, welche beim geringsten Anlaß in Weinkrämpfe verfällt und in ihrer berechtigten Verbitterung ein Bild ärgster Verzweiflung bietet. Sie äußert häufig Selbstmordabsichten, wird aber auch da von der Tochter zurückgehalten, so daß sie aus Mitleid und Liebe zu den Kindern die Tat unterläßt. Rudis libidinöse Bindung zur Mutter ist, wie schon erwähnt, sehr stark und innig, er spricht mit ihr zwar leise und scheu, aber korrekt, er kost sie oft in spielender Zärtlichkeit.

Rudi ist eigentlich schon seit Oktober 1931 im Kindergarten, doch wurde trotz großer Mühe nur wenig bei ihm erreicht. In dieser Zeit schließt er sich an einen gleichaltrigen, gleichnamigen Knaben an, der ihn nach und nach vollständig beherrscht. Selbst ein der Umwelt gegenüber scheues, verschlossenes Kind, gewinnt er Rudi mit verführerischer Liebenswürdigkeit. Rudi wird vollständig abhängig von ihm und je mehr

sich der eine in der Führerrolle gefällt, desto weniger wird es dem andern möglich, sich von diesem Beherrschtsein zu befreien. Rudi läßt sich führen, ohne dabei selbst aktiv zu werden.

Eine befriedigende Besserung seines psychischen, wie seines physischen Zustandes wird nach einem Aufenthalt in einem Erholungsheim bemerkt.

Nach diesem Aufenthalt im Ferienheim kommt Rudi S. in meine Sondergruppe. Er ist gekräftigt und sieht gut aus. Der Betrieb wickelt sich um diese Zeit hauptsächlich im Garten ab, wo er meistens Reifenspiele mitmacht. Er sucht hier mit mir Kontakt zu bekommen, klopft mir auf den Rücken und ruft: „Fang mich!" Er ist sehr aufgeregt dabei, es sind dies die ersten Worte, die er zu mir spricht. Hier trifft er auch seinen Freund Rudi R. wieder und das frühere Verhältnis ist bald wieder hergestellt. Auch zu den anderen Kindern ist er nicht mehr abweisend. Er näßt und kotet sich nicht ein und, da dies das Unangenehmste für uns war, ist er uns jetzt wenig auffällig.

Regentage zwingen uns, den Aufenthalt der Kinder vom Garten ins Zimmer zu verlegen und da erfolgt die endgültige Trennung der beiden Knaben. Diese gestaltete sich sehr sonderbar. Während sein Freund Rudi R. weint und schreit, sich an ihn anklammert, wenn er ihm begegnet und nicht mehr in den Kindergarten gehen mag, fühlt sich unser Rudi überlegen, schüttelt den anderen ab und geht sichtlich befreit umher. Er nimmt ganz leicht Fühlung mit anderen Kindern.

Nach vierzehn Tagen erkrankt Rudi S. an Angina. Er kommt sehr geschwächt und elend aussehend wieder zu mir. Alle Schwierigkeiten sind wieder hier und nun beginnt eine Arbeit, die in den ersten Wochen geradezu hoffnungslos aussieht.

Ich will versuchen, sein Verhalten in dieser Zeit anschaulich zu schildern. Wird er morgens in den Kindergarten gebracht, so muß er bis zur Garderobentür geschoben werden, wobei er die schon erwähnte Haltung einnimmt. An der Türe bleibt er stehen, bis er auf eine Bank gesetzt wird und ihm die Schuhe ausgezogen werden. Auch die Oberkleider müssen ihm ausgezogen werden und man spürt da, wie beim Schuheausziehen starken Muskelwiderstand. Ist er glücklich in die Gruppe gebracht, bleibt er still stehen oder sitzen und behält die Lage bei, in die man ihn eben gebracht hat. Vorgelegtes Spielzeug oder Beschäftigungsmaterial ignoriert er. Sein Gesicht zeigt ein stereotypes Lächeln. Er verweigert die Nahrungsaufnahme, obwohl seine Mutter berichtet, daß er während seiner Krankheit hungern mußte und sie ihm auch jetzt nichts bieten kann. Er nimmt Mehlspeisen, Obst und andere den Kindern sonst gutschmeckende Sachen nicht an. Einen Apfel, den ich ihm in die Hand drückte, läßt er, ohne ihn zu fassen, zu Boden fallen. Er verneint und bejaht nicht, er bleibt unbeweglich lächelnd. Trotzdem er mit den Kinder gemeinsam, regelmäßig aufs Klosett geführt wird, ist er kurze Zeit darauf eingenäßt, manchmal auch eingekotet, besonders dann, wenn er zum Essen und Trinken gezwun-

gen wird. Dazu werden wir veranlaßt, weil er immer schwächer wird, sein Gesicht schmal und blaß ist und wir ernstliche Befürchtungen für seine Gesundheit haben. Es geschieht dies zuerst in Form von Geschichtenerzählen beim Essen: „da kommt ein voller Wagen — ein Auto — ein Aeroplan u. s. w. und alle wollen in das Tor fahren" — oder: „ein Löffel für die Mutter, für die Schwester" u. s. f. — und wie es dieser Geschichten mehr gibt. Es nützt dies nur kurze Zeit und da sehe ich mich gezwungen, trotz der Gefahr, dem Kinde einen Schrecken einzujagen, ihm zu erklären, daß ein Kind, das nicht ißt, so krank wird, daß es ins Spital muß. Nun muß ich hinzufügen, daß ich vorher nie ängstigend vom Spital gesprochen habe, ihm nur die Folgen seines Verhaltens klarmachte, ihm aber dabei indirekt die Trennung von der Mutter und vom gewohnten Milieu androhte. Diese indirekte Drohung, die, wie wir später erfahren, für ihn eine unliebsame Erinnerung an das Spital bedeutete, also wirklich ein Schock war, hilft. Er ißt jetzt, ist aber dafür jeden Tag naß und eingekotet.

Dachte ich zuerst, sein Einkoten und Naßmachen sei eine Abwehr gegen den Kindergarten, weil er früher erlebt hatte, daß schmutzige Kinder von der Mutter geholt wurden, so komme ich jetzt darauf, daß er nicht essen noch trinken will, um nicht defäzieren und urinieren zu müssen. Diese Erkenntnis bestätigt sich, als er sich abermals einkotet und ich zu ihm sage: „Das muß dir aber sehr wohltun, daß du es immer wieder machst", worauf er bitterlich zu weinen anfängt, was ich bei ihm noch nie gesehen habe. Ich zweifle nun an der Richtigkeit der Annahme, daß Lustgefühle im Spiele waren, und vermute, daß er sich in einer Zwangslage befindet. Von diesem Tage nämlich hat er sich nie mehr eingekotet, dafür aber konstant die Nahrungsaufnahme verweigert. Allein hinausgeführt, weil der Gedanke nahe liegt, er schäme sich vor mir oder anderen Kindern, ist er nicht zu bewegen, das Klosett zu benützen.

Er scheint von dieser Zwangslage so eingeengt zu sein, daß er unfähig ist zu spielen und zu schaffen. Er sieht mit seinem verlegenen Lächeln dem Treiben der andern Kinder zu oder ist tief in sich versunken. Kommt am Nachmittag die Mutter, um ihn abzuholen, so muß er ihr ebenso zugeschoben werden, wie er uns des Morgens gebracht wird. Macht die Mutter die Andeutung, allein fortzugehen, so erschrickt er heftig und stürzt ihr mit einem wilden, gequälten Schrei nach.

Es hat einige Zeit gebraucht, bis ich Frau B. dazugebracht habe, das Kind wegen seiner Unsauberkeit nicht körperlich zu züchtigen. Hat sie es doch getan, so ist am nächsten Tag der Abschied von ihr besonders zärtlich, er klammert sich an sie und kost sie wortlos, schnappt auch zuweilen wie ein kleines Tier nach ihr.

Es ist selbstverständlich, daß wir ihn mit allerlei Material oder Spielzeug zu gewinnen suchen, weil wir ja auch aus seinen Interessen sein Innenleben ablauschen wollen. Ein Baukistchen erregt fürs erste seine Aufmerk-

samkeit. Dies wird vor ihm auf den Tisch gestellt und, da er es dann ignoriert, beginne ich damit zu spielen. Ich mache aus dem Kistchen ein Häuschen und aus dem Deckel eine Tür. Die verschiedenen Bauklötze werden Personen, wie die Mutter, die Schwester und andere, die beim Häuschen aus- und eingehen. Nach kurzer Zeit beginnt auch er so zu spielen, nur sind bei ihm die Bausteine nicht Personen, sondern Tiere. Er spielt dieses Spiel in verschiedenen Varianten täglich und selbständig, so oft man ihm das Kistchen hinstellt. Da sperrt er alle Tiere ein und bewacht sie, oder er sperrt eines hinein und hält mit einer Hand den Deckel fest zu. Ein anderes Tier, welches er in der zweiten Hand hält, will ins Kistchen und zwar sehr ungestüm. Als einmal die Kraft der zuhaltenden Hand nachläßt und der Deckel unversehens aufgeht, erschrickt Rudi heftig. Ich frage ihn, ob das Häuschen ein Klosett sei, er nickt lebhaft bejahend.

Sein kleiner Tischnachbar beginnt sich für Rudi und sein Spiel zu interessieren und bringt ihm allerhand Spielzeug zum Tisch. Rudi nimmt aber nur Holztiere und die Pyramiden (russ. Spielzeug: verschieden große Holzringe übereinandergestellt), deren Ringe er aneinanderreiht und die Tiere, besonders eine Kuh mit langem Euter, darüberführt und über die Löcher hält. Auch hier gibt er zu, daß er „Klosett“ spiele.

Da er sich sowohl schon etwas verstanden glaubt, kommt er mir etwas näher, doch vollzieht sich seine Bindung nicht direkt. Er kommt nicht als Kind, sondern als Hund oder Pferd, er ist kein Bub, was uns später noch klarer wird, er ist ein Tier. Er kommt auf Händen und Füßen zu mir, streicht seinen Kopf an meinen Knien, will gerne gestreichelt sein, schnappt nach mir mit einem immer offenstehenden Mund und tappt an mir herum. Es ist da ein deutlicher Zusammenhang mit seinem Spiel zu bemerken. Ich versuche wieder das Spiel mit den Bauklötzen und lasse einen der Klötze Rudi sein. Rudi selbst ist anfangs dabei sehr ängstlich. Der Bauklotz — Rudi muß ins Häuschen, aufs Klosett gehen, dann darf er wieder heraus. Voll Spannung sieht Rudi zu und als ich ihn ganz unvermittelt frage: „Du gehst wohl jetzt auch hinaus?“ geht er freiwillig mit mir aufs Klosett. Dort steht er steif und ist nicht zu bewegen, sich zu bedienen. Ich entschließe mich, ihm zu helfen. Auch die Frau Kinderwärterin, welche zur körperlichen Pflege der Kinder da ist, geht auf meine Verhaltungsmaßregeln ein. So halten wir ihn von nun an trocken. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß Rudi außerstande ist, sein Glied zu berühren. Will man ihn dazu bringen, setzt er den heftigsten Widerstand entgegen, bäumt sich auf und ist sehr aufgeregt.

In der nächsten Sprechstunde erfahre ich Begebenheiten, die mir den Schlüssel zu Rudis Verhalten geben. Nachdem Frau B. ein schreckhaftes Erlebnis auf dem Klosett ganz entschieden in Abrede stellt, erzählt sie mir unter Zeichen der schwersten Überwindung: Rudi hat im Alter von ungefähr zwei Jahren eine Vorhautoperation mitgemacht. Der Arzt hat ihr

aufgetragen, das Kind täglich zu baden und dabei die Vorhaut zurückzuschieben. Dies habe sie nun mit großem Ekel und nur, weil ihr eine Nachbarin dringend zusprach und ihr Angst vor einer neuerlichen Operation machte, getan. Sie hat dabei ihre Ekelgefühle auf das Kind übertragen. Diese Übertragung wurde so wirksam, weil sie ihm schon vor der Operation bei gelegentlichen onanistischen Betätigungen durch Schlagen auf die Hände und Pfuirufen das Glied als unrein bezeichnet hat. Damals war seine Erziehung zur Reinlichkeit bereits erfolgreich abgeschlossen, erst nach der Operation begannen die Schwierigkeiten. Bei einer späteren ärztlichen Untersuchung wird er für gesund erklärt und der Arzt meint, es könne nur eine Nachläßigkeit von seiten des Kindes vorliegen.

Das Ekelgefühl der Mutter ihrem zweijährigen Kinde gegenüber klingt fast unglaublich, es wird erst verständlich, wenn man die Frau kennt, doch liegt ein Ergründen der Ursache dieses Ekels außerhalb meiner Arbeit. Ihre Onanieverbote sind aus dem Ekel vor dem Gliede ihres Knaben voll verständlich.

Nach den von Frau B. gemachten Angaben konnte mit der Heilung des Kindes begonnen werden. Es gilt nun, ihm die Ursache seines Verhaltens und dieses selbst zu deuten. Ich spreche mit ihm über die Operation, über den Ekel der Mutter, über ihre Verbote beim Anfassen des Gliedes vor der Operation. Ich sage ihm, daß die Mutter Unrecht hatte, daß es an Rudis Glied nichts gibt, wovor man sich ekeln könnte, daß alles in Ordnung und richtig sei. Auch die Mutter wird von der Ursache und ihren Folgen überzeugt und verspricht alles zu tun, was wir ihr raten.

Viel Geduld und lange Zeit braucht es, bis er sein Glied wirklich anfaßt. In diese Zeit fällt ein Verstoß gegen meine Arbeit, der unbeabsichtigt war, im Gegenteil, mir helfen sollte. In dieser Absicht wird ihm von der Wärterin gesagt, daß er ins Spital müsse, wo ihm ein Herr Doktor das Urinieren lehren wird. Rudi hat damals vor Schreck sein Glied angefaßt. Ich habe die Situation so gerettet, daß ich ihm erklärte, die Frau Wärterin irrt sich, es gibt keinen Doktor, welcher den Kindern urinieren lehrt, das lernen die Kinder von selbst. Auch die Frau Wärterin mußte ihre Äußerung zurücknehmen. Rudi hat alles sichtlich befreit aufgenommen, worauf alles wie früher war.

Die Zeit der Deutungen ist für Rudi eine sehr aufregende Zeit. Es geschieht dies gewöhnlich beim Urinieren, wobei ich ihm noch immer behilflich bin. Er nimmt jede Deutung mit großer Erregung an. Er ist unbändig wild, liebkost und schlägt mich zu gleicher Zeit, er lacht laut und quietscht. Die Reaktion zeigt sich im intensiven Spiel, wobei er vor Eifer schwitzt. Angstzustände treten auf, so beim Katze- und Mausspiel, wo er auf keinen Fall die Maus, sondern nur die Katze sein will. Auch sonst hat er nur Angreiferrollen: Rauchfangkehrer, Krampus, Wolf, dabei wird er bei seinen Angriffen aggressiv. Er balgt mit nur größeren Buben, es ist wie ein Messen, ein Probieren seiner Kraft, die er braucht im Kampfe

gegen die Angst, welche ihm die Umwelt bringt. Ein anderes Mal ist er nach der Deutung lustig in der Erregung. Er neckt meine Mitarbeiterin, steckt ihr Bausteine rückwärts in den Gürtel oder schnappt mit zwei Bausteinen, die er zu einem Schnabel formt, nach ihr. Er ist offenbar glücklich, ein richtiges Glied zu besitzen. Er baut mit entschlossener Miene hohe Türme und äußert Freude darüber. Er zeichnet, doch kann er den Bleistift noch nicht halten, er steckt in ungeschickt zwischen Mittel- und Ringfinger und zeichnet nach vielen Punkten lange Linien, wobei er atemlos aufhört, dann aber genau dort wieder anfängt und die Linien endlos verwickelt. Er zeigt uns damit: er kann den Bleistift nicht halten, er kann ja auch sein Glied noch nicht halten. Die Linien als seinen Weg zu betrachten, ist wenig ermutigend! Er nimmt das erste Mal Plastilin zur Hand um etwas zu bilden, er formt Tiere, sehr primitiv natürlich, mit deutlichem Glied, später werden Männer daraus, die er gegeneinanderstellt. Bei einem Versuch, Kinder mit dem Finger malen zu lassen, tut er nach Aufforderung mit, ist aber ängstlich bemüht, nicht mehr als die Fingerspitze mit Farbe zu beschmutzen, schmiert nicht, sondern zeichnet mit dem Farbfinger. Auch schneidet er Papier sehr ungeschickt und fädelt unsicher Perlen auf. Alle Arbeiten werden mit einer Intensität ausgeführt, die sich bis zur Exaltation steigert. Alle Hemmungen scheinen sich zu lösen. Ab und zu erschrickt er stark über sich selbst, besonders wenn er laut gesprochen oder gar geschrieen hat. Er bekommt immer mehr Mut, den Kampf gegen die große Angst und Minderwertigkeit aufzunehmen, die ihn so lange beherrscht haben. Er ist wie in einem tollen Taumel, er hetzt herum, quietscht, beißt, spuckt, nimmt die Kopfbedeckungen der Kinder und wirft damit herum, schüttet wiederholt seinen und der anderen Kakao aus, nimmt Sessel auf den Rücken und geht damit spazieren, zieht die Schuhe aus und stellt sie auf den Tisch, erschießt mich, will aber nicht, daß ich fortgehe. Es ist, als will er alles Verbotene ausprobieren, um zu sehen, ob ihm etwas geschehen könne. Nachdem nichts geschieht, kann er auch ohne Gefahr sein Glied anfassen. Er tut dies anfangs sehr ungeschickt und ängstlich. Unbewußt hat Frau B., Rudis Mutter, die Sache gefördert. Sie kommt zu mir und erzählt, daß Rudi allein uriniert, wenn sie ihm zum Lohn Kerzchen gibt. Er spielt dann stundenlang verträumt mit ihnen. Kennt man die Kerze als Penissymbol, so kann man sich über den gelungenen Einfall der einfachen Frau nur freuen. Hat sie doch auch damit ihr Onanieverbot unbewußt aufgehoben, er darf damit spielen, er ist froh, einen Penis zu haben.

Ungefähr drei Monate später haben die Kerzen beim Überwinden von Eßschwierigkeiten geholfen: Rudi will nicht essen. Ich sage, daß ich noch Kerzchen vom Christbaum zu vergeben hätte — worauf er sogleich zu essen beginnt. Er bekommt zwei Kerzen, ist glücklich darüber und spielt den Nachmittag intensiv mit ihnen. Er setzt sie in eine Eisenbahn — er behandelt sie wie Lebewesen, er behütet sie sorglich. Sehr lieb zeigt sich

dann vor dem Nachhausegehen sein Verhalten zu einem kleinen, zarten dreieinhalbjährigen Mädchen, das neben ihm zu sitzen kommt und ihm durch Streicheln und Küssen die Kerzchen abbettelt. Er läßt sich die Liebkosungen etwas scheu gefallen und überläßt seine Kerzen leihweise dem Mädchen, ist dabei aber ängstlich besorgt, daß denselben nichts geschieht. Ich mache seiner Qual ein Ende und gebe ihm die Kerzchen wieder.

Leider wird meine Arbeit im Jänner 1933 durch eine längere Sperre des Kindergartens und einige nachfolgende Fiebererkrankungen Rudis empfindlich gestört. Es ist jedesmal ein Rückfall zu bemerken, doch wird die Intensität und die Dauer der Hemmungsauswirkungen jedesmal geringer.

Seine libidinöse Bindung zu mir wird immer stärker, und zwar so stark, daß ich mir vornehme, mich zurückzuziehen, ihn langsam wieder zu entwöhnen. Doch das leiseste Übersehen quittiert er mit einem Rückfall in die Starrheit. Es beginnt für ihn eine Zeit, wo er sehr empfindlich ist, d. h. wo er seine Empfindungen äußern kann. Er bekommt Zornanfälle, wo er das Schimpfwort „Hundsg'fraßt" hinausbrüllt. Er verfolgt seine Angreifer wütend. In dieser Zeit ist er unkonzentriert, er kann nicht arbeiten, ist ganz auf seine Verteidigung eingestellt, er ermattet schließlich und wird wieder mutlos.

Dieses Auf- und Niedersteigen in seinem Gefühlsleben ist nach jeder Deutung zu bemerken, es äußert sich zuerst im Aktivwerden, welches sich bis zum Höchstmaß steigert, sich überspitzt und umschlägt in Ausbrüchen gegen die Umwelt, die Widerstand leistet; diesen ist er noch nicht gewachsen, sie machen ihn daher wieder mutlos und untergraben sein Aktivsein. Mit seinem Hineinwachsen in die Gesellschaft ebben die Kurven dieser Gefühlsausbrüche ab, es tritt nach und nach ein Gleichmaß in seinen Ausdrucksformen ein.

Viel tragen auch die Deutungen seiner Erregungen bei, ihn zu beruhigen, und allmählich verliert sich die einseitige Richtung seines Denkens und Schaffens. Bis jetzt war in jeder Arbeit und in jedem Spiel deutlich das Interesse für sein Glied zu sehen, nun beginnt er sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihn gesellig machen. Er ist nicht mehr allein mit sich selbst beschäftigt, er beginnt Interesse am Spiel der anderen Kinder zu zeigen.

Die Eßschwierigkeiten haben mit den Reinlichkeitsschwierigkeiten aufgehört. Rudi ist jetzt, wenn auch noch ein zartes, so doch frisches Kind, seine Haltung ist normal und er zeigt sich bei seinem Kommen stramm in der Türe. Er kommt allein übers Stiegenhaus, begibt sich allein in die Garderobe und kommt frei ins Zimmer, wo er mich mit einem Schlag in den Rücken oder durch Tappen und Streichen auf den Rücken begrüßt. Er mischt sich sodann unter die anwesenden Kinder, mit denen er lebhaft spricht. Zu Erwachsenen, auch zu mir spricht er noch wenig. Er äußert hie und da einen Wunsch: „Ich will auch" oder: „Gib mir auch was", doch geschieht dies sehr verschämt, verlegen hervorgestoßen.

Meist ist er noch Tier, doch zeigt sich schon der Wille, Mensch zu

werden. Man muß ihm auch da helfen. Er hat schon einmal versucht, an Türklinken und Sesselknöpfen zu lutschen. Damals war es vielleicht der Wunsch, in die Zeit des Babyseins zurückzukehren, um unbeschädigt wachsen zu können. Jetzt ist er Baby und weiß, daß er bei mir wachsen wird. Daß er sich stark mit dem Babysein beschäftigt, zeigt mir eine Schlafstunde, in der ich ihm leicht über die Augen streiche, daß er schlafen möge. Er hascht nach meiner Hand und legt sie vorerst an seine Wange. Dann beginnt er mit meinen Fingern ein eigenartiges Spiel. Er faßt darnach mit den Lippen. Dann streicht er mit der Zunge um meinen Daumen und fängt später zu saugen an. Nachdem ich ihm die Finger entziehe, versucht er immer wieder dieselben in Saugweite zu bekommen, saugt sich schließlich in meinem Handteller fest und als ihm auch dieses verwehrt wird, begnügt er sich, einen Finger bis an den Mundwinkel zu bekommen, um mit einem befriedigten Ausdruck einzuschlafen.

Er versucht dann noch einige Male, meine Finger zum Lutschen zu bekommen. So neckt er mich einmal durch Kitzeln auf den Rücken, ich will ihn mit nach rückwärts gestreckten Händen fassen, worauf er plötzlich ganz still wird und bald an einem meiner Finger zu saugen beginnt. Auf meine Frage, ob er ein Baby sein will, nickt er glücklich, und als ich ihn frage, ob er auch wachsen will, nickt er ebenfalls bejahend.

Der Wunsch, klein zu sein, stört sein Aktivsein nicht, trotzdem habe ich mein Augenmerk mehr auf das Wachsen gerichtet. Er kommt Aufträgen nach und hilft auch gerne beim Servieren der Mahlzeiten oder bei anderen häuslichen Arbeiten, wo er ängstlich bemüht ist, sich nicht schmutzig zu machen. Er nimmt Geschenke freudig an und schaut mir voll in die Augen.

Als er unlängst wieder als Tier, und zwar als Pferd kam, auf Händen und Knien, wobei er mit den Füßen einen Sessel nachschleppt, frage ich ihn, ob er denn nicht ein Kutscher sein möchte, wo er jetzt schon so lange Pferd gewesen sei. Er nickt einverstanden, spannt sich ein Pferd vor mehrere Sessel und kutschiert auf dem Kutschbock. Im Wagen dürfen einige Kinder mitfahren.

Sein ganzes Wesen zeigt Befreiung von schweren Lasten, doch ist die Heilung noch nicht ganz vollzogen. Es zeigt sich noch eine Unsicherheit der Umwelt gegenüber, ein Scheusein im fremden Milieu und fremden Personen gegenüber; ja, zu mir selbst kann er noch nicht oder doch nur schwer sprechen. Ansonsten zeigt er mir sehr oft, daß ich ihm entbehrlich werde, er spottet manchmal über Dinge, die ich sage oder ruft: „Sei still!" Oder er kümmert sich stundenlang um meine Anwesenheit nicht, um aber dann wieder zärtlich zu kommen. Es ist zu erwarten, daß seine Loslösung von mir auf normale Art erfolgen wird, daß ich ihm dann nicht mehr Mutter, sondern Kamerad sein muß.

Diese Aufzeichnungen umspannen die Zeit der Behandlung vom September 1932 bis Mai 1933.

Aus dem heilpädagogischen Seminar der Wiener Kindergärtnerinnen

Folgen der Entrechtung

Von Karoline Pensimus

Robert kam anfangs September in meine Kindergartengruppe. Er machte den Eindruck eines scheuen, verängstigten Jungen, der für seine viereinhalb Jahre physisch nicht auf der Höhe war. Die ersten zwei Wochen verliefen ohne nennenswert störende Zwischenfälle. Morgens — wir hatten noch Gartenbetrieb — schlich er sich, mit den Füßen den Kies vor sich herschiebend und teilweise immer von Baumstämmen gedeckt, mit gesenktem Kopf auf seinen Platz und nahm, ohne von mir Notiz zu nehmen, eine vollständig passive Haltung an. Seine Augen zeigten dabei einen starren abwesenden Blick und wenn ein Kind sich vergaß und ihn zu einem Spiel aufforderte oder auch nur eine Frage an ihn stellte, so bekam es eine ziemlich derbe Abfuhr, die sich meist in einem Stoß äußerte. Sein kleiner „Freund", der zu gleicher Zeit mit ihm eingetreten war, sonderte sich schon am zweiten Tag seiner Anwesenheit von ihm ab. Wenn Robert aus seiner Passivität heraustrat, so war es nur um zu stören oder die Arbeiten der Kinder zu zerstören. Dies geschah mit den Füßen; die Hände hingen dabei schlaff herab, der Kopf war vornübergebeugt, die Lippen waren aufgeworfen, so zerstörte er mit schlendernden Füßen die Kunstwerke aus Sand oder warf so im Vorübergehen einen Sessel um, der eben eine Lokomotive dargestellt hatte. Dabei sprach er kein Wort, ließ auch Einladungen unbeantwortet, obwohl ich vorangegangene Äußerungen als Annäherungsversuche hätte auslegen können.

Im Laufe der dritten Woche fing er an, aus sich herauszugehen: Robert begann zu schreien; während der Unterhaltung der Kinder stieß er einen Schrei aus, der so schrill und unangenehm war, daß momentane Stille eintrat. Sah ich ihn nun selber erschrocken an, so ließ er den Kopf hängen, um sehr bald darauf wieder wie abwesend vor sich hinzuschauen. Dieses dissoziale Verhalten, auch sein abweisendes Äußeres, veranlaßte die anderen Kinder der Gruppe ihn zu meiden. Nur durch das stets gleichbleibend freundliche Verhalten meinerseits Robert gegenüber fühlten sich meine älteren Zöglinge bemüßigt, dasselbe zu tun.

Nach einer kleinen Erkrankung bekam Robert am Tage seines Wiederkommens eine Ausnahmskost; er lehnte sie ab (ich weiß, daß er dieselbe Speise vorher schon gegessen hatte). Er aß zwar nach meinem Erscheinen in der Gruppe auf gutes Zureden einen großen Teil davon auf, doch begannen von diesem Tage an die Eßschwierigkeiten, die fürchterliche Dimensionen annahmen: brachte man ihn mit leichtem Zwang zum Tisch, so warf er ungezählte Male den Sessel um, verschob den Tisch und kauerte dabei

meist am Boden; dann wurde zumeist der Tisch wieder zum Teil abgedeckt, das Essen aber auf keinen Fall angerührt. Dieses Verhalten war bis jetzt von keinem Laut begleitet. Je mehr ich meine anfängliche Bemühung, ihn zum Essen zu bringen, steigerte (sein schlechter Ernährungszustand und seine schwächliche Konstitution ließen nur meine Sorge gerechtfertigt erscheinen), desto weniger unterschied sich Robert durch nichts von einem besonders jähzornigen Knaben, er schrie so, wie wir es bei jähzornigen Kindern gewöhnt sind. Dann warf er sich heftig zu Boden, stieß seinen Kopf gegen die Wand, verkrampfte seinen Körper und seine Gliedmaßen derart, daß man wohl an einen Krampfzustand denken mußte. Eines hatte er mit solchen Kindern nicht gemein, sein Gesicht behielt den starren Ausdruck, aus dem direkt die „Angst" zu lesen war.

In dieser Zeit hatte ich die erste Aussprache mit seiner Großmutter (die Mutter hatte ich noch nicht kennen gelernt). Auf meine Frage, wie es mit Roberts Essen zu Hause stünde, kam die Antwort: „Ah der, der ist den ganzen Tag hungrig, der ißt uns noch arm, und a Gefrett[1] is 's mit ihm, nix is' aus dem Buben herauszubringen, so trotzig ist er und überhaupt, er is' ja nicht ganz in Ordnung. Vor einem Jahr war er lungenkrank[2]; da war er drei Monate im Spital, vorher hatte er immer epileptische Anfälle gehabt; die waren schrecklich, eine ganze halbe Stunde haben sie gedauert. Na, jetzt is' er schon so weit beisamm' und wissen's, wenn er schlimm is', so stecken Sie ihn ruhig in den Keller, das hilft bestimmt." Voller Ablehnung gegen meinen angedeuteten Zweifel an der Zweckmäßigkeit solcher Maßnahmen erklärt sie mir noch: „Das weiß i besser!" und geht.

Ich gebe im folgenden gleich eine Schilderung der häuslichen Verhältnisse, in denen Robert gezwungen ist zu leben und zu einem sozialen Menschen heranwachsen soll. Dieselben sind mir teils von Roberts Mutter, teils von Nachbarn der Familie und meinem Besuch bei Robert bekannt. Was für Robert besonders schwerwiegend war und zum Teil auch noch ist, habe ich, allerdings erst in letzter Zeit, von ihm selbst erfahren. In einer kleinen, ausgesprochen verwahrlosten Wohnung, bestehend aus Zimmer und Küche, leben von Roberts Standpunkt aus gesehen: seine Großmutter und sein Großvater; aus Großmutters erster Ehe stammen vier Kinder, zwei Söhne im Alter von 24 und 22 Jahren und zwei Töchter im Alter von 26 und 19 Jahren; aus Großmutters zweiter Ehe entsprang wieder ein Kind: Willi, der um ein Monat älter ist als Robert. Der Vater dieses Kindes, also in diesem Falle Roberts Stiefgroßvater, ist ein notorischer Trinker. Sein Kind Willi ist derb entwickelt, macht eher einen debilen Eindruck, der sich noch verstärkt, je öfter man es sieht. Willi geht nicht in den Kindergarten, seine Mutter weigert sich ganz entschieden dagegen, „ihr

1) Gefrett, ein Wiener Ausdruck für Schwierigkeiten.

2) Dieses und auch die folgenden Behauptungen haben sich als unrichtig herausgestellt.

letztes Kind, das ja ohnehin nicht mehr viel von ihr haben wird, weil sie ja nicht mehr lange leben wird", von ihr fortzugeben. Die zwei Söhne und die 19jährige Tochter sind arbeitslos, sie bestreiten durch Musizieren und Betteln auf der Straße ihren Unterhalt. Die 26jährige Tochter ist Roberts Mutter; sie ist eine zarte, blasse, sympathische Frau, die sehr schwer aus sich herausgeht. Erst nach einem halben Jahr, nachdem ich ihr immer wieder versichert hatte, daß Robert sich schon gut in die Gemeinschaft eingewöhnt habe und außerdem ein intelligenter Junge sei, konnte ich einiges von ihr erfahren. Sie war Verkäuferin im Warenhaus, wird auch jetzt noch des öfteren von der Firma engagiert, doch immer nur für kurze Zeit. Robert ist ein uneheliches Kind; der Kindesvater ist seit zwei Jahren mit einer anderen Frau verheiratet, er betreibt ein Kohlen- und Eisgeschäft. Er zahlt 30 Schilling Alimente für das Kind, die er allerdings im vergangenen Jahre auf 20 Schilling im Monat reduzierte.

Infolge der schwächlichen Konstitution der Mutter erwartete die Familie eine Totgeburt, viel mehr Wünsche hatte die Familie für dieses keimende Leben nicht übrig. Er kam schwer untergewichtig zur Welt, nahm aber schon in der ersten Zeit, obwohl die ganze Umgebung, die Mutter mit einbezogen, seinen Tod erwünschte, regelmäßig zu. Nach zwei Wochen wurde er abgestillt und mit der leider auch jetzt noch üblichen Proletarierkost, bestehend aus „Papperln", großgezogen. Mit zehn Monaten war er rein. Bis zum Ende des ersten Lebensjahres hatte er dreimal Fraisenanfälle, die von der Mutter bereits früher befürchtet wurden (ich betone diese Befürchtung, da sie das erstemal eine Gefühlsbeziehung zwischen Mutter und Kind betont), und da sich an den Handgelenken Verdickungen zeigten, ging sie mit Robert ins Spital. Dort wurde er als rhachitisch befunden. Als er nach einiger Zeit aus dem Spital entlassen wurde, forderte der Kindesvater Robert an. Die Mutter wehrte sich aber ganz entschieden, Robert wegzugeben; es kam zu fürchterlichen Szenen zwischen Großmutter und Mutter, bei denen einmal die Großmutter sogar tätlich wurde. Robert war damals fünfzehn Monate alt.

Mit dem Heranwachsen der beiden Kinder, Robert und Willi, wurde ihr Verhalten zueinander immer schwieriger. Willi war Robert physisch voraus, Robert war wieder geistig viel entwickelter. Dieser Vorsprung Roberts wurde aber von den Erwachsenen in der Familie, die, mit Ausnahme der Mutter, alle auf Seiten Willis standen, unterdrückt. Robert wurde als überflüssiger Esser angesehen und als Eindringling behandelt — daraus wurde kein Hehl gemacht und dies bei jedem Anlaß immer wieder betont —, während Willi das „letzte, jüngste" Kind blieb, als solches gehegt und gepflegt wurde und alle Vorrechte genoß, wie sie in diesem Milieu üblich waren. Aus dieser Einschätzung der beiden Kinder und unter der Wirkung anderer Umstände — z. B. Schlafordnung — waren Schlägereien zwischen Robert und Willi an der Tagesordnung; sie endeten aber immer zu Gunsten Willis. Durch diese Uneinigkeiten fühlte sich Roberts

Mutter gezwungen, ihn besonders streng zu behandeln: er mußte immer nachgeben, still und folgsam sein. In der Angst Szenen heraufzubeschwören ging die Mutter wohl in ihren Drohungen, die sich bestimmt auf alle denkbaren Gebiete erstreckten, sehr weit; doch dürften sie nie die tragische Weite der Drohungen der Großmutter erreicht haben. Ich hatte die beiden Kinder einmal einander gegenüberstehen gesehen. (Willi sollte Robert seinen Rock borgen, damit er mit mir gehen könne; doch scheiterte dieses Vorhaben am Widerstande Willis.) Sie nahmen eine ungemein feindselige Haltung an; besonders Willi war sprungbereit. Robert stand breitspurig da, Kopf vornübergebeugt, Hände schlaff herabhängend, wie wir es bereits kennen, und erwartete so den Angriff seines kleinen Onkels.

Ganz widersinnig ist die Schlafordnung dieser Familie: Robert schläft bei seiner Großmutter, die ihm, wobei ich selbst Zeuge war, nicht nur einmal im Tag zuruft: „Ich bring dich um!“ Im zweiten Bett schläft Willi mit seinem Vater. Es gibt jeden Abend Szenen, weil Willi bei seiner Mutter schlafen will, da sich aber der Vater Willis, also der Stiefvater Roberts, entschieden wehrt, Robert zu sich ins Bett zu nehmen, so bleibt es immer wieder beim alten. Die Mutter Roberts muß mit ihrer 19jährigen Schwester in der Küche schlafen (im Aufstellbett), weil sich diese weigert, gemeinsam mit ihren Brüdern in einem Raume die Nacht zu verbringen.

Aus diesem Milieu heraus kam Robert in den Kindergarten. Warum er nicht früher gekommen war? Das erklärt sich aus einer Aussprache mit der Mutter: „Wissen Sie, ich kann gar nicht glauben, daß Robert brav ist. Ich wollte den Buben ja immer schon fortgeben, aber meine Mutter hat gesagt: „Gib ihn nur in den Kindergarten, du wirst schon sehen, nach einem halben Tag bringen sie dir ihn wieder zurück, und wenn sie ihn nicht gleich bringen, schlagen ihn die anderen Kinder halbtot.“

Durch die Aussprache mit der Großmutter konnte ich es, als Fürsorgende des Kindes, verantworten, dasselbe zum Essen nicht zu zwingen. Und verschwanden beim Essen die mit Schreien verbundenen Ausschreitungen, so traten sie dafür allmählich immer häufiger im Laufe des übrigen Tages auf: er schuf sich die Anlässe dazu selbst, indem er die Kinder unaufhörlich sekkierte, ich sage absichtlich so, denn grob war er damals zu den Kindern nicht. Wurde er dabei gehindert, so nahm das Ganze denselben Verlauf wie beim Essen. Insbesonders waren die Buben Roberts Schikanen ausgesetzt, aber auch Mädel verschonte er nicht; nur zwei schwachsinnigen Kindern, die sich in meiner Gruppe befanden und seinem kleinen blonden Freund, der erst seit einiger Zeit in der Abteilung anwesend war, trat er nie nahe. Seine Passivität verringerte sich dadurch stark, seine Beziehung zu Spiel und Arbeit aber blieb weiter gleich Null. In dieser Zeit, bei Freispiel und Kollektivbeschäftigung, war er besonders unstet und wenn ich ihn durch eine gemeinsame Arbeit mit mir fesseln wollte, so interessierte ihn nicht, wie sie zustande kam, wohl aber freute er sich eine kleine Weile an dem Endresultat.

In einer Sache war Robert das Ideal eines Gruppenkindes: Beim Erzählen. Seine Starrheit verwandelte sich in Stille, sein Gesicht verlor diesen angsterfüllten Ausdruck und wurde ganz Aufmerksamkeit. Eine besondere Vorliebe zeigte er für das Bilderbuch von Abeking „Mampampe". (Kurzer Inhalt: Mampampe, ein kleiner Negerbube, läuft trotz Verbot seiner Mutter in den Wald; dort wohnt der böse Löwe. Dieser will Mampampe fressen; Mampampe klettert auf einen Apfelbaum und spuckt dem Löwen die Apfelkerne auf den Kopf. Der Löwe schimpft und fordert ihn auf, herunterzukommen. Inzwischen weint die Mutter, der Vater aber sammelt alle Neger des Dorfes, zieht mit ihnen in den Wald, tötet den Löwen und Mampampe marschiert an der Spitze des ganzen Negerzuges zu seiner Mutter nach Hause.) Die Bilder, die den Moment festhalten, wo der Löwe sich auf Mampampe stürzt, um ihn zu fressen, und wo Mampampe an der Spitze aller Neger nach Hause marschiert, wurden von ihm stets am längsten betrachtet. Bei einer Plauderei über Mampampe hörte ich ihn zu seinem kleinen Freund sagen: „Wir sind alle kleine Negerbuben und ich bin der Mampampe." Als ich einmal den Kindern die Bilder dieses Buches zeigte und sich dieselben angeregt darüber unterhielten, hörte ich ihn energisch sagen: „Seid still, sonst frißt uns der Löwe noch." Seit dieser Bemerkung war es Robert möglich, sich an Plaudereien, an kleinen Unterhaltungen zu beteiligen. Noch einen Fortschritt hatte ich dem Inhalt dieses Bilderbuches zu verdanken: Ich las dasselbe nach dem Essen vor und die Kinder, die fertig waren, durften sich zu mir setzen; nie verfehlte dies seine Wirkung auf Robert, er war immer als einer der ersten fertig. Somit waren die Eßschwierigkeiten behoben, wenn auch nicht gelöst. Kam bei einem Märchen der Held der Geschichte in eine verzwickte Lage, so rief er: „Ich will Mampampe!" Bei dem Grimmschen Märchen „Fundevogel" geschah dies dreimal, immer dann, wenn die zwei Kinder Gefahr liefen, von den ausgeschickten Knechten der bösen Frau eingeholt zu werden. Von humoristischen Erzählungen wie z. B. „Die Bremer Stadtmusikanten" war er nicht zufriedengestellt und dies drückte sich am deutlichsten am Ende der Geschichte in den Worten aus: „Und jetzt will ich Mampampe".

Das Buch „Mampampe" gab ihm in erster Linie durch seinen Inhalt eine Möglichkeit, seine Angst abzureagieren. Er suchte in allen Geschichten diese Möglichkeit immer wieder zu erreichen und deshalb ließen ihn humoristische Erzählungen unbefriedigt. Warum aber nannte er sich Mampampe, warum ließ er die anderen Kinder (somit auch Willi) nur Negerbuben sein? „Mampampe marschierte an der Spitze, blies in die Trompete und alle Neger hinterdrein" heißt es auf dem von ihm so oft betrachteten Bild. Mampampe ist unbeschädigt aus der furchtbaren Begebenheit hervorgegangen, mehr noch, er stellt die anderen Neger in den Hintergrund, wird ihr *Führer* (trotz vorangegangenem Ungehorsam; auch Robert ist zu Hause ungehorsam, doch die Vorwürfe und Folgen sehen anders aus). Robert verschaffte sich durch Identifizierung mit Mampampe nicht bloß

ein Ventil für seine Angst, sondern er nahm sich somit auch das Recht auf Beachtung, die er zu Hause nicht haben, im Kindergarten aber nicht nehmen konnte, weil ihm die Voraussetzungen dazu noch fehlten.

Inzwischen war Robert auf der Höhe seiner Dissozialität angelangt. Das Schreien hatte mit dem Fortschreiten der Zeit ebensolche Fortschritte gemacht. Wenn ich ihn jetzt nach solch einem Schrei ansah, so lächelte er, ohne im geringsten verlegen zu sein; die Zeit, die er früher in vollständiger Teilnahmslosigkeit verbrachte, füllte er nunmehr mit Lutschen aus. Dieses betrieb er so intensiv, daß man immer die Spur davon sah. Er stopfte seine Schürze bis weit über die Hälfte in den Mund, der Riemen seines Körbchens war durchgebissen, die Umschläge seines Wintermantels waren ganz durchlöchert, der Polster, den er zum Mittagsschlaf benutzte, war so naß, als wäre er ins Wasser getaucht worden, bevor er einschlief.

Der Mittagsschlaf und das Schuhanziehen vor dem Nachhausegehen bereiteten besondere Schwierigkeiten. Gegen beides sträubte er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Da ich aus einigen seiner aggressiven Äußerungen zu entnehmen glaubte, daß er sich selbst die Fähigkeit zu diesen Leistungen nicht zutraue, verwendete ich ihn zu kleinen Geschäften, die zwar sehr sorgfältig von ihm ausgeführt wurden, ihn anfangs aber scheinbar gleichgültig ließen. Lobte ich ihn, was ich nur einige Male machte, ging er breitspurig, mit gesenktem Kopf auf seinen Platz, um sofort einem anderen Kinde etwas Unangenehmes zuzufügen. Er beschäftigte sich immerhin schon selbst, hauptsächlich mit Farbstiften. Er zeichnete dann nett gehaltene reine Striche, die aber beinahe immer durch ein Gekritzel überschmiert wurden. Die Zeichnung wanderte meist von ihm zerknüllt in den Papierkorb. Seine Betätigung im Freispiel bestand darin, daß er alle Spielsachen, ob sie von den Kindern benötigt wurden oder nicht, in einem Wäschekorb sammelte und unter einem Tisch auftürmte; nachdem er dies einige Nachmittage getan hatte, kroch er selber dazu, schloß mit Brettern und Kisten sein „Haus“ ab und verteidigte so das angesammelte Spielzeug gegen das Zugreifen der anderen Kinder. Dieses Ansammeln der Spielsachen war, mit seinem Verhalten von früher verglichen, als großer Fortschritt anzusehen. Während ihm bis jetzt die Fähigkeit fehlte, die Spielsachen des Kindergartens, die jedes Kind mit Recht für eine kurze Zeit als sein Eigen ansieht und auch verteidigt, ebenso zu sehen, machte er nun von diesem Recht auch Gebrauch, allerdings gleich in einer Weise, die das Fehlen jeglichen Besitzrechtes zu Hause deutlich zeigte. (Willi hatte zu Hause alles, Robert nichts.)

Mir gegenüber blieb Robert verschlossen. Die einzige Mitteilung, die er mir machte, war, als ihn einmal der Vater des kleinen Freundes im Auto mitnahm; er sagte: „Ich bin mit dem Auto gefahren“ und sein Gesicht hatte den ängstlichen Ausdruck für eine kurze Zeit mit einem freundlichen vertauscht. Irgendwelche Beziehungen zu den anderen Kindern gewann er bis jetzt nicht. Auch die Beziehung zu seinem kleinen Freund

war nicht die, die man sonst eine Kinderfreundschaft nennt: Robert spielte und unterhielt sich nicht mit ihm, war aber bereit, mit jedem anderen Kind um den Besitz des Freundes zu streiten, wenn diesem eines näher kam. Die beiden Kinder kamen gemeinsam in den Kindergarten und wurden gemeinsam abgeholt.

Anfangs Dezember kam Robert zwecks Erprobung verschiedener Erziehungsmaßnahmen in eine andere Gruppe. Es wurde damit sofort begonnen und das Ergebnis stellte sich auch ein: Robert schrie nicht mehr, er lutschte nicht mehr, wohl aber trat dasselbe passive Verhalten ein, das wir bereits am Anfang kennenlernten. Mit diesem Erfolg war man zufrieden. Eine Klage war allerdings nicht zu überhören, er biß; dabei saugte er sich fest, daß die blutunterlaufene Stelle noch Tage hindurch zu sehen war. Ob er sich dadurch einen Ersatz für das verbotene Lutschen und Schreien verschaffte?

Mich übersah er vollkommen. Meine Kinder betrachteten ihn noch immer als zu uns gehörig und ließen ihm öfter ganz spontan kleine Überraschungen zukommen. Mitte Dezember kam er einmal auf mich gestürzt, seine rote Mütze tief über das Gesicht gezogen und sagte: „Jetzt holt dich der Krampus!“ Er zeigte mir damit an, wie sehr er wegen der Trennung von mir enttäuscht und wie böse er mir war. Nunmehr kam er öfter zu mir, drückte mich ziemlich derb, wo er mich gerade erwischte, setzte sich auch zu mir, ohne etwas zu sagen. Allerdings gab er mir auf meine Fragen kurze Antworten, deren er sich früher enthielt. Von Leistungen war noch immer keine Rede, nur „Bilderbuchanschauen“ liebte er nach wie vor (die Gruppe hatte kein Mampampebuch). Er sammelte dann wohl auch kleine gefügige Mädel um sich und zeigte ihnen die Bilder der Bücher, indem er das Buch aufrecht vor die Kinder hinstellte, blätterte, ohne zu reden, genau, wie ich es bei Mampampe immer machte.

Mitte Jänner kam Robert wieder in meine Gruppe. Er nahm sofort seinen alten Platz wieder ein, suchte sich aus dem Stoß Schürzen seine Schürze von früher heraus und begann ungehemmt sich im Raum zu bewegen, sicheren Schrittes. Als er sich auf seinen Platz zurückbegab, fing er an, seine Schürze zu lutschen, bis sie weit über die Hälfte naß war.

Wo es mir möglich war, versuchte ich wieder, ihn zu kleinen Arbeiten zu verwenden; er tat alles mit Umsicht, weniger mit Geschick, und wollte bald immer alles tun. Seine Ausschreitungen wurden immer stärker, sie steigerten sich bereits zu Tätlichkeiten. Als ich einmal bei einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen Robert und seinem kleinen Freund beobachten konnte, daß Robert die zum Schlag erhobene Hand wieder fallen ließ ohne zuzuhauen, bekam ich Mut. Ich sagte mir, daß somit Robert eigentlich die Fähigkeit bereits besitze, seine Aggressionen zu beherrschen. Und als Robert an einem der darauffolgenden Tage ein Mäderl, das eine Geschichte erzählte, sehr arg kratzte[1], isolierte ich ihn unter argem Protest

1) Robert hatte vorher seine erste Leistung vollbracht, er malte bunte Bälle, was ich gebührend anerkannte und worüber er sich freute.

seinerseits von den Kindern. Dabei erinnerte ich ihn an den Vorfall mit seinem kleinen Freund und sprach ihm offen die Fähigkeit einer Beherrschung zu. Da ich nicht sicher war, ob meine Handlungsweise den gewünschten Erfolg haben würde, so begann ich schon am Nachmittag desselben Tages und auch im Laufe der nächsten Tage mit ihm über seine Aggressionen zu sprechen; der Inhalt war immer der gleiche: Daß er das alles nur macht, weil es auch Willi tut, daß er jetzt schon so stark sei wie Willi, weil er auch schon so grob sein kann und daß er sich jetzt vor ihm infolgedessen nicht mehr zu fürchten braucht. Er kann sogar schon mehr als Willi, er kann schon schöne Bälle zeichnen; er kann schon mit Kindern spielen und das kann Willi sicher nicht. Und wenn man einmal soviel kann und so stark ist, dann bleibt man auch so stark und dann braucht man sich vor niemandem zu fürchten. Im Laufe der folgenden Tage und Wochen ließ ich Robert die größtmöglichste Freiheit; beschränkte meine Forderungen auf ein Minimum, um ein Gegengewicht herzustellen, ließ ihn alles sehen und angreifen und nach seinem Wunsche auch machen. Seine Leistungsfähigkeit wuchs mit der Abnahme seiner Aggressionen.

Noch in der Zeit seiner ärgsten Aggression war das Lutschen einer Eßgier gewichen, in der er nichts Genießbares verschmähte. Trotzdem sein Gabelfrühstück nicht schlechter war, nahm er den anderen Kindern einen Teil ihres Gabelfrühstücks weg, um es sofort in den Mund zu stecken. Alle meine Bemühungen, dies zu ändern, schienen ergebnislos, doch zeigte er zu mir nunmehr sichtbare positive Gefühlsbeziehung. Er hielt sich, wenn es nur irgend möglich war, in meiner Nähe auf, schaute mir bei den verschiedenen Arbeiten zu; später holte er sich Spielsachen und spielte zu meinen Füßen äußerst intensiv. In solchen Fällen wurde sein Spiel zur Leistung. Er hatte bald eine Schar Kinder um sich, die er zur Hilfeleistung heranzog. Auch seine Beziehungen zu den Kindern wurden merklich besser; während er bis jetzt vor allem die Buben vollkommen ignoriert hatte (sein kleiner Freund war schon Anfang März aufs Land gefahren), so schloß er sich ihnen jetzt an. Der Ausdruck seines Gesichtes war freier, man konnte ihn öfter lachen sehen (nicht hören), er war humoristischen Geschichten zugänglich und wenn ich den Kindern Kasperl vorspielte oder einen Witz machte, so machte er den Eindruck eines unbeschwerten Kindes. Als ich das Ende der Geschichte „Eisenhans" von Grimm wegen ihrer Länge auf den Nachmittag verschieben mußte, saß Robert noch eine Weile, nachdem die anderen Kinder schon auf ihren Plätzen waren, bei mir und starrte abwesend vor sich hin; dann packte er auf einmal seinen Sessel und mit den Worten: „Aber es g'schicht ihm ja eh nichts!" ging er auf seinen Platz.

Ein Rückblick auf die bisherige Beobachtung der Erziehungsschwierigkeiten beim kleinen Robert und auf die im Rahmen des Kindergartens erreichten Veränderungen zeigt folgendes Bild: Roberts Leben ist bis zum Eintritt in den Kindergarten wohl gänzlich von den Zuständen in der

Familie überschattet. Er kommt verängstigt, entrechtet, liebeshungrig in den Kindergarten. Hier findet er Kinder, die alle die gleichen Rechte haben, gleich behandelt werden. Er traut dem Ganzen nicht. Er kann keine Beziehungen zu den Kameraden, zur Arbeit, zum Spiel finden. Er verhält sich passiv. Seine erste Äußerung ist das Schreien. Von nun ab sind zwei Phasen zu unterscheiden. Die eine nimmt ihren Weg über leichte Ausschreitungen zu immer schwereren Aggressionen, die sich bis zu Tätlichkeiten gegen sich und andere Kinder steigern, und somit zur völligen Identifizierung mit dem Rivalen-Onkel zu Hause führen. Während dieser Zeit ist Robert sowohl in Leistung wie im Spiel gehemmt, er traut sich keine Arbeit zu (er überkritzelt seine Zeichnungen und zerknüllt sie). In der zweiten Phase sucht er Ersatz für die Liebe, die ihm zu Hause fehlte. Er lutscht mit der schon betonten Gier und mit derselben Gier steckt er, nachdem das Lutschen abgeflaut ist, alles Genießbare in den Mund. Sehr langsam und allmählich wird diese Eßgier (nach einer Eßstörung) von einer sichtbaren Gefühlbeziehung zu mir abgelöst. Mit der gelungenen Identifizierung mit Willi erreicht er die Möglichkeit etwas zu leisten, Freundschaften mit Buben einzugehen und sich in den Rahmen des Kindergartens einzufügen.

Er macht mir nunmehr Mitteilungen, was früher auch kaum in Andeutungen vorkam, — Mitteilungen, die häufig Anklagen gegen Familienangehörige oder gegen mich bedeuten: „Mein Großvater hat einen Rausch gehabt; er hat den großen Spiegel zerschlagen, aber es macht nichts, wir haben ja noch einen kleinen." (Heißt: Großvater ist öfter brutal, hat auch mich schon oft geschlagen.) „Meine Mutter schläft in der Küche, ihr Bett wird immer erst am Abend aufgestellt." (Heißt: Mutter hat gar kein Recht zu Hause, nicht einmal ein richtiges Bett hat sie).

„Ich möchte schon groß sein!" „Warum?" "Da kann ich auch am Boden liegen" (heißt: da kann ich mich hinlegen, wo ich will, auch zur Mutter in die Küche).

Ich schicke Willi durch Robert ein Stück Schokolade. Nächsten Tag sagt er: „Brauchst ihm nichts mehr zu schicken, er hat sich nicht g'freut" (heißt: du sollst nur mir etwas geben).

„Gestern habe ich auf der großen Trommel geschlagen und Willi auf der kleinen, hörst du, auf der ganz großen" (heißt: ich nehme zu Hause schon eine Stellung ein, ich habe Rechte). Tatsächlich hat sich Willis Mutter in letzter Zeit schon öfters geäußert, ihr Kind impfen zu lassen und in den Kindergarten zu schicken. „A bissel anders san's ja do, wann's in den Kindergarten gehen."

Ende April brachte Robert durch drei Tage hindurch einen Taschenfeitel (Messer) in den Kindergarten mit. Er vollführte damit die usuellen Handlungen: schnitt Orangen ein, spitzte Bleistifte, schnitt Plastilin und bot sich an, mir mein Frühstücksbrot zu zerkleinern. Hatte er für das Messer keine Verwendung, so war es in seiner Tasche. Am dritten Tag

ließ er das Messer gleich bei seinem Erscheinen in der Gruppe in meine Tasche gleiten, und verlangte es nicht wieder zurück. An diesem Vormittag organisierte Robert eine Kasperlvorstellung, der vierzehn Kinder zusahen und die er selbst vorführte. In letzter Zeit unterhielt Robert mit einem schönen, großen Mädel meiner Gruppe eine Freundschaft. Sie spielten und arbeiteten mitsammen und suchten sich bei jeder Gelegenheit immer wieder auf. (Dieselbe hält auch jetzt noch an). In dieser Zeit hatte Robert mir ganz deutlich gezeigt, daß er sich selbst schon jede Arbeit zutraue, sie auch richtig ausführen könne (Schneiden mit dem Messer). Er zeigte das Selbstbewußtsein eines normalen Kindes, ja vielleicht etwas mehr (Kasperlspielen) und fühlte sich mir gegenüber als Mann (schenkt mir sein Messer). Eine Fortsetzung und Steigerung sah man in der großen Zuneigung zu einem Mäderl.

Inzwischen hat Robert so recht als der „Große" den Boden im Kindergarten für Willi, der nun endgültig auch kommen soll, vorbereitet: „Willi kommt morgen ganz bestimmt, er ist schon geimpft", und „Fritzl (ein aufgeweckter Junge meiner Gruppe, der von den Kindern sehr begehrt ist) hat mir versprochen, er wird nur mit ihm spielen und ihm etwas sehr Schönes machen!" So sorgt er, der Kleinere und Jüngere für den Größeren und Älteren, weil eben er jetzt der Große und Starke geworden ist und sich ehrlich als solcher fühlt.

Nun gehört Robert zu meinen normalen Kindern. Er macht einen frohen Eindruck und fühlt sich wohl. Wenn ich durch Umstände, die bei keinem Kinde ausbleiben, gezwungen bin, ihn zu rügen, bildet er mit seinem Munde Speichelblasen, die er aber sofort verschwinden läßt, wenn ich ihm versichere, daß ich ja deswegen nicht bös auf ihn sei und daß ich das einem gescheiten, starken Burschen nicht nachsehen könne.

Ich bin nun am Ende meines Berichtes. Durch das psychoanalytische Verstehen wurde bei Robert zweierlei erreicht: Erstens die Lösung der fixierten Angst, was dann zur Identifizierung mit seinem kleinen Onkel führte und der Schlüssel zu seiner Leistungsfähigkeit wurde; zweitens die Erledigung der Liebesbedürftigkeit, was mit einer gesunden Objektbeziehung endete.

Eine nicht geringe Arbeit wurde in diesem Fall durch das Eindringen in das häusliche Milieu geleistet: im Kindergarten wurden die primitiven Rechte des Kindes nicht mehr ignoriert, seine Vorzüge herausgestellt, was zuerst die Mutter ermunterte für ihr Kind Partei zu ergreifen; der Eindruck auf die Großmutter blieb nicht aus. Beispiele habe ich angeführt und sie zeigen wohl das Maximum dessen an, was wir mit unseren Mitteln in diesem Milieu erreichen können. Auch weiterhin mit der Familie Roberts in Verbindung zu bleiben, ist das Betätigungsfeld, das uns übrig bleibt und dem die ganze Aufmerksamkeit zugewendet werden muß.

Aus dem heilpädagogischen Seminar der Wiener Kindergärtner innen

Probleme der heilpädagogischen Kindergartengruppen

Von Herta Fuchs

In den Beiträgen meiner Kolleginnen und in meinem vorjährigen Arbeitsbericht[1] wurden unsere ersten Erfahrungen darüber dargestellt, wie mit Hilfe psychoanalytischer Erkenntnisse das einzelne schwererziehbare Kind besser zu verstehen und im Rahmen der Kindergartenpädagogik individuell, seinen speziellen Bedürfnissen entsprechend, zu behandeln wäre. Die Resultate unserer ersten Bemühungen haben erwiesen, daß es mit Hilfe der Übertragung gelingen konnte, manchen Kindern über ihre gröbsten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen und auch feinere Mechanismen ihrer Symptombildung aufzudecken. Ich verweise dabei auf die Berichte über Rudi und möchte auch Franzi aus meinem vorjährigen Bericht in Erinnerung rufen.

Die in unseren Kindergärten übliche Erziehungssituation, eine warme mütterliche Beziehung zu den Kindern herzustellen, wurde zur bewußten, planmäßigen Herstellung eines Übertragungsverhältnisses ausgebaut. Eine wichtige Erweiterung erhielt unsere Methodik in Anlehnung an die Kinderanalyse: nachdem die Kindergärtnerin, nach verständnisvoller Beobachtung in der Lage war, sich die Äußerungen und Reaktionen des Kindes selbst zu deuten, hat sie in ihrem Verhalten dem Kinde gegenüber versucht, diesem die Ursächlichkeit seines Handelns ins Bewußte zu rücken. Es handelte sich dabei, zum Unterschied gegen die Arbeitsweise in der Kinderanalyse, immer nur um die oberflächlichsten Schichten des Unbewußten, die mit unserer einfachen Beobachtungsarbeit aufgedeckt werden konnten; wenn sich vielleicht gelegentlich der Zugang zu tieferen Schichten öffnete, so blieb dies ohne wesentlichen Einfluß auf unsere praktische Erziehungsarbeit. Wir haben uns vor allem bemüht, dem Kinde unser Verständnis seines Benehmens und seiner Schwierigkeiten durch unser Gesamtverhalten deutlich zu machen und ihm gelegentlich, der Situation entprechend, die unbewußte Determinierung seines Handelns zu erklären, zu deuten.

Im Laufe des letzten Jahres hat sich unsere Arbeitsweise um neue Problemstellungen erweitert, welche den Inhalt dieser Besprechung bilden sollen. Die Erfahrung hat immer deutlicher die Notwendigkeit der heilpädagogischen Sondergruppen bewiesen und deren Charakter deutlicher gegen den der normalen Gruppen abgegrenzt. In unseren Kreisen wurde in letzter Zeit häufig ein Beispiel aus der Technik zur Illustration dieses Unterschiedes zwischen der erziehenden und der heilerziehenden Tätigkeit gebraucht. Gelegentlich wird der Triebwagen einer Tramway kleine Störun-

1) Zeitschr. f. psa. Päd., VI, 1932, Heft 9.

gen zeigen, welche der Fahrer oder Schaffner leicht mit einigen kleinen Handgriffen, etwa einer frischen Ölung beheben wird. Sind die Störungen hartnäckiger, so wird man den Wagen in die Remise führen und ihn dort einem Reparaturarbeiter übergeben. Dieser ist besser mit der Mechanik und Konstruktion bekannt als der Fahrer und verfügt auch über feiner differenziertes Werkzeug; er wird den Mechanismus ausprobieren und genau überprüfen, den Grund des Schadens herausfinden und mit einigen kleinen Verbesserungen den Wagen wieder in den normalen Betrieb setzen.

Wenn wir nun diesen Vergleich auf unsere Arbeit übertragen, so können wir uns vergegenwärtigen, daß man in jeder normalen Gruppe eine Anzahl neurotischer und aggressiver Kinder findet, welche sich ohne jede heilpädagogische Hilfe gut weiterentwickeln. Viele der Kinder sind schlimm, aggressiv und widerspenstig, schlagen, schimpfen oder stören durch ihre besonderen Unarten. Bei ihnen genügt es schließlich, an ihr sachliches oder soziales Interesse zu appellieren, ihnen die Liebe der Erzieherin von neuem zu beweisen oder zu entziehen. Das gesunde Kind mit seinem Drang nach Tätigkeit nimmt gerne das angebotene Beschäftigungsmaterial an, um es zunächst in den Dienst seiner Triebhandlungen zu stellen. Im Verlaufe seiner Weiterentwicklung gelangt es später durch die gesteigerten Anforderungen des Materials, seiner Umgebung und seiner Selbstkritik zu geordneter, sublimierter Tätigkeit.

Jedes normale Kind wehrt sich in manchen Phasen seiner Entwicklung, die Gesetze seiner ersten größeren Gemeinschaft anzuerkennen und lehnt sich gegen sie auf, indem es aggressiv wird, seine Tätigkeit einschränkt oder sich gegen die Umwelt abschließt. Gewöhnlich siegt nach kurzer Zeit die Zuneigung des Kindes zur Erzieherin und zu seinen Spielgefährten über seine Triebhaftigkeit. Es nimmt wieder mit Freude Spiel und Arbeit auf. Es hat seinen Widerstand aufgegeben, wenn sich auch die Erzieherin nicht Rechenschaft über die Ursache dieser vorübergehenden Dissozialität oder Interesselosigkeit geben konnte. Erhöhte Sorgfalt bei der Beobachtung des Kindes und bei der Dosierung der erzieherischen Maßnahmen hatte genügt, ohne daß sich die Erzieherin zu einer heilpädagogischen Stellungnahme entschließen mußte. Auch ein geübter Arbeiter vermag seine, ihm gut bekannte Maschine wieder richtig in ihren alten Gang zu bringen, nachdem er ihrer Bedienung etwas mehr Sorgfalt zugewendet hatte als sonst, ohne aus den Rahmen seiner gewohnten Arbeit heraustreten zu müssen.

Mit dem Augenblick jedoch, wo er daran denken muß, einen Mechaniker zu befragen, vollzieht sich in ihm eine Umstellung, die man der Erkenntnis der Kindergärtnerin gleichsetzen könnte, daß ihre Hilfsmittel der Störung des Kindes gegenüber versagen und daß sie sich an die Heilpädagogik um Hilfe wenden muß.

Die heilpädagogische Kindergärtnerin tritt nun mit völlig anderen Erwartungen, von einem neuen Standpunkt an das Kind heran. Sie weiß,

daß die sonst erprobten Erziehungsmittel mehr oder minder versagen werden, daß das Kind gestörte Beziehungen zu Personen und Dingen hat. Sie kann sich nun nicht, wie die Erzieherin einer normalen Gruppe, damit begnügen, die Störungen zu konstatieren und unzureichend zu begründen, sondern sie muß versuchen, die Ursachen der Symptome aufzudecken und durch ihr passives Verhalten und ihre aktiven Maßnahmen zur Heilung des Kindes beizutragen. Hier setzt die Psychoanalyse als Instrument für Verständnis und Erziehung ein. Es muß an dieser Stelle auch noch an jene Kinder erinnert werden, welche scheinbar zu ungünstig veranlagt oder zu krank sind, um innerhalb einer Gruppe durch Milieuwirkung, Tätigkeit und Gemeinschaft erzogen zu werden und die an den Arzt, an den Analytiker oder den Fürsorger weitergegeben werden müssen.

Die Schwierigkeiten eines einzelnen Kindes in einer Gruppe normaler verursachen eine unliebsame Störung des Gemeinschaftslebens und der Arbeit. Die Kindergärtnerin, als Führerin dieser Gemeinschaft, vertritt nun die Interessen der Normalen mit möglichst wirksamen Mitteln. In den veralteten Kindergartentypen, welche eine große Kinderanzahl zu fast ausschließlich kollektiver Arbeit zusammenfaßten, war irgend eine individualisierende Lösung dieses Problems kaum möglich. In unseren Volkskindergärten ist in den letzten Jahren die individuelle Arbeit, welche, vom einzelnen Kinde ausgehend, alle zu einer leistungsfähigen Gemeinschaft zu vereinigen trachtet, immer stärker in den Vordergrund getreten. Für die heilpädagogische Sondergruppe bedeutet diese Arbeitsweise die methodische Grundlage, auf welche sich dann unsere speziellen Aufgaben aufbauen: Beobachtung der Symptome, Diagnostizierung und schließlich die eigentliche Erziehungsarbeit. Daraus ergeben sich erst die wichtigen Unterscheidungen gegenüber der allgemeinen Kindergartenarbeit. Während dort das Symptom, etwa die Schlimmheit eines Kindes, als unangenehme Störung bekämpft wird, betrachten wir gerade dieses Symptom als die Hilfe, die uns das Kind selbst leistet, um den Zugangsweg zu seinem Verständnis und Vertrauen zu finden.

Ein fünfjähriges Mädchen war durch seine Aggressionen, seine Dummheit und sein absonderliches Benehmen unangenehm aufgefallen und wurde meiner Sondergruppe übergeben. Sie hatte keine Beziehungen zu den anderen Kindern, konnte sich zu keinerlei Beschäftigung entschließen, saß nur durch lange Zeit versunken vor dem Spiegel. Wenn man sie etwas fragte, überhörte sie es zerstreut und gab irgendeine Antwort. Buntstifte verwendete sie fast ausschließlich zum Anstreichen von Mund und Augenbrauen. Sie leugnete Tatsachen, deren Realität sie kurz vorher erlebt hatte, und erzählte dagegen ihre Phantasien und Wünsche als wirkliche Erlebnisse. Sie wurde wegen ihres sonderbaren, lächerlichen Verhaltens von Erwachsenen und Kindern abgelehnt und von diesen, selbst den ganz kleinen, überaus grausam verspottet. Ihre Phantasien kreisten um den Wunsch „schön, groß und ein Fräulein“ zu sein, sie erzählte von roten Pyjamas

und, daß sie in Kaffeehäusern getanzt hätte. Die Mutter ist eine freudlose, verhärmte Frau, welche die Kleine mit besonderer Härte wegen ihrer Onanie verfolgt. Der Vater hat zeitweise mit einer anderen, jüngeren Frau gelebt und hat die Kleine manchmal über Nacht zu ihr mitgenommen. Man kann annehmen, daß die Kleine sich mit dieser Frau identifiziert; außerdem ist noch der Einfluß einer zweiten Frau bemerkbar: die Mutter bedient bei einer früheren Schulkollegin, welche eine schöne Wohnung und gute Kleider hat und zu welcher sie die Tochter manchmal mitnimmt. Diese „Tante" kleidet sich „modern" und schminkt sich.

Es soll hier nicht ausführlich über die Entwicklung dieses Kindes gesprochen werden; wir wollen uns hier damit begnügen, die Richtung seiner Phantasien und Wünsche zu erkennen. Ihre Symptome, die Putzsucht und Verlogenheit, stellen wohl vor allem eine Abwehr des Wissens um ihre Kleinheit und Unbeliebtheit dar. Vom Standpunkt der Erzieherin aus könnte die Verlogenheit und Eitelkeit der Kleinen zu ablehnender Kritik veranlassen. Ich habe hingegen gerade bei ihr niemals Kritik geübt, unsere Gesprächsthemen waren Frisur und Kleidung, ich habe ihr Maschen gebunden, Kappen schief aufgesetzt und sie bewundert, also gerade die Eigenheiten, welche Anstoß erregt hatten, zur Basis unserer Beziehung gewählt. Ich habe ihren Wunsch, ein „modernes Fräulein" zu sein, ernst genommen, ihr gerne meinen Platz und meine Schürze zum Probieren überlassen und damit das Symptom selbst entwertet. Im Gefühl, verstanden und geliebt zu sein, konnte sie aus der Welt wirklichkeitsferner Phantasien zur Realität, welche ihr nun einen Teil ihrer Wünsche erfüllt hatte, zurückkehren und ihre Energien auf Objekte, auf andere Kinder und Arbeit verwenden. Ich selbst habe mich mit meiner Einstellung in die Reihe der zärtlichen, gewährenden Frauen, welche ihr Vorbild darstellen, begeben. Jegliche pädagogische Kritik hätte ihren Widerstand erweckt und die Affektspannung erhöht, auch hätte sich die Erzieherin auf die Linie der verbietenden, Lust versagenden Mutter gebracht, deren Einfluß sich das Kind durch Flucht in die Phantasie entzogen hatte.

Die anderen Kinder waren wie immer meine heilpädagogischen Helfer, da sie sich in ihrer Einstellung ihr gegenüber mit mir identifizierten und sie tolerant und liebevoll behandelten, während sie von fremden Kindern immer wieder ausgelacht und gequält wurde. Wie tief das Verständnis der anderen Kinder für ihre Eigenart ging, konnte ich daran bemerken, daß sie ihr immer wieder, völlig unaufgefordert, Restchen von Spitzen und Bändern brachten. Sie ist im Laufe der Monate zu stiller, beständiger Arbeit gekommen, war vor allem niemals aggressiv und störend und fühlt sich sehr glücklich.

Die schlechte Beziehung zu jeder Betätigung bei der Arbeit und beim Spiel sowohl dieser Kleinen als auch der meisten unserer Zöglinge bietet die größte Schwierigkeit für die Kindergartenerziehung. Das normale Kind mit seiner Lust sich zu betätigen, zu spielen und zu fragen, findet sich

leicht in jede Situation, zieht die besten Vorteile aus jeder methodischen Verbesserung des Kindergartens und scheint sich fast ohne jede besondere Pädagogik wunderbar zu entfalten. Bei diesem Kind kann der moderne Kindergarten, der anregende Möglichkeiten zu Sublimierungen bietet, zu den besten Erfolgen führen.

Anders ist es mit unseren Zöglingen: für ein Kind, dessen Triebentwicklung auf einer früheren Stufe fixiert oder regrediert ist, dessen Intelligenz, etwa wie bei dem eitlen kleinen Mädchen durch Phantasien gebunden und von der Realität abgekehrt ist, das von seinen Trieben und Affekten beherrscht wird, bietet eine geordnete Tätigkeit selten Anreiz oder Befriedigung. Das Vorherrschen der Triebforderungen und Affekte erzeugt bei diesen Kindern eine Schwäche ihres Ichs, einen Zwiespalt der Persönlichkeit, welcher die gesunden Impulse zur befriedigenden Tätigkeit lähmt. Vielleicht ist diese Arbeits- und Spielstörung des Kleinkindes das erste Glied der Kette, welche über die Lernschwierigkeiten in der Schule zu der Einschränkung von Wissen und Arbeitsleistung so vieler Erwachsener führt.

Die Erkenntnis dieser Arbeits- und Spielstörung bedeutet für die heilpädagogische Kindergärtnerin, daß die Wirkung des bedeutsamsten Erziehungsmittels des Kindergartens, der Tätigkeit, von vornherein in Frage gestellt wird. Die Kindergärtnerin einer Gruppe normaler Kinder rechnet mit diesem Versagen etwa soweit, wie ein Autofahrer mit einer Panne, also mit einem unliebsamen, jedoch bald behebbarem Übel. Für uns, als die Mechaniker, die damit betraut sind, den Mechanismus auszuprobieren und wieder in Gang zu setzen, bedeutet es oft schon einen wahren Erfolg, wenn wir mühsam einen unserer Zöglinge zu einer Leistung bringen konnten, welche ihn befriedigt und deshalb zu neuer Tätigkeit anregen konnte. Ich habe im Vorjahr einen Jungen übernommen, der als debil galt, der nur Interesse an Spucken, Beißen und Schimpfen hatte[1]. Ich war im Herbst noch unentschieden, ob ich ihn nicht an den Schwachsinnigen-Kindergarten abgeben sollte, da alle Versuche, ihn für eine Tätigkeit zu interessieren, fehlschlugen. Der letzte Versuch war lohnend. Ich ließ ihn, der sich niemals für eine Beschäftigung entschließen konnte, der immer nur neidisches Interesse für das Essen anderer Kinder zeigte und das ihm angebotene verweigerte, um sich nachher Apfelschalen aus dem Papierkorb zu holen, für die anderen Kinder das Frühstück vorbereiten. Es zeigte sich, daß er am geschicktesten Kakao ausschenken konnte, daß er gut und gewissenhaft Äpfel schälte und zerteilte, dann begann er leidenschaftlich gern zu waschen und endlich schloß er sich täglich aktiv der Spielgemeinschaft der Mädchen in der Puppenecke an. Er hatte früher gestottert, was sich mit seinem zunehmenden Selbstbewußtsein stark besserte. Es handelt sich um ein zu Hause stark unterdrücktes, zurückgesetztes, verprügeltes Kind; die Mutter ist schwerkrank, der Vater ein gefürchteter Querulant, ein früherer Fiaker-

1) Zeitschr. f. psa. Pädagogik, VI, 1932, S. 360ff.

kutscher. Der Junge teilt unermüdlich täglich Kakao aus, sein eigentliches Interesse erwacht erst, wenn der Kakao gebracht wird und diese Tätigkeit ist ihm zum befriedigenden Erlebnis des Kindergartens geworden. War er einen Tag nicht da, fragt er am nächsten mit dem Ausdruck gespannten Interesses: „Wer hat gestern Kakao ausgeteilt?" Er findet auch jetzt schon den Zugang zu den meisten anderen Beschäftigungen und macht rasche, allgemeine Fortschritte.

In diesem Fall ist es geglückt, eine der Störung des Kindes, also einer oralen Fixierung entsprechende Beschäftigung zu finden, welche dem Kind eine direkte Triebbefriedigung gewährte und zugleich die Möglichkeiten zu zahlreichen Sublimierungen bot.

In letzter Zeit wurde in Kreisen fortschrittlicher Pädagogen häufig die Forderung gestellt, daß auch bei Kindern, welche von der normalen Entwicklung abweichen, die Tätigkeit als wichtigster Erziehungsfaktor weitgehend an Stelle der Übertragungseinflüsse zu stellen wäre. Meine bisherigen Erfahrungen haben mir wohl bewiesen, daß das „ich-schwache" Kind mit seiner ungeordneten Persönlichkeit weit mehr die menschliche Vermittlung durch die Erzieherin braucht, als das gesunde. Für die heilpädagogische Kindergartenpraxis könnte jedenfalls die Erfahrung mit dem oral fixierten Jungen, der über Kakaoausschenken und Äpfelschälen den Anschluß an die Kindergemeinschaft gefunden hat, eine neue Richtung weisen. Man wählt gewöhnlich das Beschäftigungsmaterial von verschiedenen Gesichtspunkten aus: etwa um die Aktivität des Kindes zu fördern, seine Sinnestätigkeit und Geschicklichkeit zu entfalten und die Kinder zu differenzierten sachlichen und intellektuellen Interessen überzuleiten. Diese Auswahl wäre für unsere Arbeit durch einen neuen, heilpädagogischen Gesichtspunkt zu erweitern. Mit Hilfe unseres analytischen Wissens über Triebentwicklungen und Libidostufen müßte es möglich sein, für jede Störung, welche durch eine Fixierung oder Regression auf eine frühere Entwicklungsstufe bedingt erscheint, das entsprechende Beschäftigungsmaterial und Spielzeug auszuwählen. Es besteht bereits eine Zusammenstellung, welche alle Beschäftigungsarten, angepaßt einer bestimmten Triebrichtung, umfaßt, wo sowohl primitive direkte Triebbefriedigungen als auch die Möglichkeiten zu Sublimierungen vorgesehen sind.

Ich möchte nun auszugsweise Beispiele aus dieser Materialliste hier anführen. Bei dem genannten kleinen Jungen habe ich im Vorjahr mit Seifenblasen das erste tiefgehende Interesse erweckt, das wohl durch die direkte Befriedigung seiner Oralerotik hervorgerufen war. Dagegen bedeutet seine Freude daran, das Getränk und Essen für die anderen vorzubereiten, bereits eine Sublimierung. Seine Identifizierung mit der nahrungspendenden Mutter setzt sich in seiner Vorliebe für Waschen und Reinigen und in seinen Puppenspielen fort. Er lutscht und beißt Nägel — Symptome, die man alle der gleichen Linie einreihen kann. Die mit Lutschen und Nägelbeißen verbundene Hauterotik zeigt sich in seinem Berührungsdrang, der seine

Fortsetzung in seiner Vorliebe für jene Beschäftigungen findet, wo es gilt, Stoffe und Papiere zu glätten und allerlei Gegenstände mechanisch aneinanderzureihen. Aus den bevorzugten Beschäftigungen dieses kleinen Jungen kann man leicht darauf schließen, daß diese wohl für alle Kinder mit ähnlichen Symptomen gleiche Befriedigungsmöglichkeiten bieten dürften.

Daß Kinder, deren Symptombildungen auf der anal-urethralen Linie liegen, sich mit Vorliebe mit Schmieren, Malen, Formen und Wasserspielen beschäftigen, ist wohl aus vielen Beispielen der täglichen Praxis allgemein bekannt. Die ersten Triebbefriedigungen aus dieser Tätigkeit leiten zu solchen, deren Sublimierungsgehalt der Erziehung besonders willkommen ist, über, zum darstellenden Malen, Formen und zu Reinigungsarbeiten.

Schwieriger zu finden ist das bevorzugte Beschäftigungsmaterial der aggressiven Kinder der phallischen Phase. Kleine Mädchen finden in der Puppe durch ihre doppelte symbolische Verwertbarkeit als Kind und Glied ein vollkommen befriedigendes Spielzeug. Das Liebhaben und Züchtigen, das Kleiden, Waschen und Nähren des Puppenkindes befriedigt Triebregungen verschiedener Herkunft. Für den aggressiven Jungen der phallischen Phase, hinter dessen Schlimmheitsausbrüchen die Kastrationsangst steht, findet sich oft nicht einmal das geeignete Spielobjekt, dessen Befriedigungswert man annähernd dem Puppenspiel der Mädchen gleichsetzen könnte. Kleine Buben ziehen und schieben unermüdlich Wagen, fahren mit Sesseln im Zimmer herum, später bauen und konstruieren sie Eisenbahnen, Schiffe, Autos, Flugzeuge, also Fahrzeuge aller Arten. Um Einblick in die Interessen der Jungen zu bekommen, ist es aufschlußreich, den Inhalt ihrer Hosentaschen zu betrachten. Es finden sich Nägel, Schrauben, Glasscherben, Messer, Stahlfedern, Räder, Uhrgehäuse, Spagate und Marmeln, — also fast nur Genitalsymbole. Sie bauen und stoßen nieder, sie konstruieren und zerlegen, sie sägen und hämmern aus Holz primitive Fahrzeuge und lassen sie dann „fahren", sie stellen aus dem Matador einen beweglichen Mechanismus zusammen, angefangen vom Kreisel der Dreijährigen bis zu der Lokomotive der Sechsjährigen. Leider eignen sich die ausgezeichneten technischen und mechanischen Baukasten erst für die Jungen der Latenzzeit, bei unseren Kindergartenzöglingen reicht weder Geschicklichkeit, Intelligenz, noch Konzentrationsfähigkeit zur Beschäftigung mit diesem Material.

Das Zentralproblem des kleinen, um sein Glied besorgten Jungen scheint das Funktionieren an sich zu sein. Der kleine Junge erlebt an seinem Gliede bereits zahlreiche Sensationen, welche etwa durch die Reinigung, durch Onanie oder durch die Harnfunktion hervorgerufen werden. Sein reges genitales Interesse wird durch Überlegungen geschärft, die sich ihm aus dem Vergleich aufdrängen, zu welchem ihn einerseits die gliedlosen Mädchen und Frauen, anderseits die Männer mit dem ungleich größeren Genitale veranlassen, dessen doppelte Funktion den meisten Knaben wohl unbewußt bekannt ist. Demnach erscheint dem kleinen Jungen sein Glied als die physiologische „Maschine"

seines Körpers, auf deren Funktion, der Erektion er sein höchstes Interesse konzentriert. An das Erregen dieser Funktion, etwa durch die Onanie, sind nicht nur eigene Schuldgefühle und Besorgnisse, sondern auch häufig deutliche Kastrationsdrohungen der Erwachsenen geknüpft. deren Gefahr durch das Fehlen des Gliedes am weiblichen Genitale verdeutlicht wird. Von dieser Seite her läßt sich das Interesse der Jungen an Fahrzeugen und Maschinen verstehen: Sie stellen an einem harmlosen Gegenstand, an einem Spielzeug die Funktion dar, die ihnen an ihrem eigenen Körper erwünscht, jedoch unter schweren Konflikten verboten oder gefährlich erscheint.

Die hier durch einige Beispiele flüchtig skizzierte Materialauswahl vom psychoanalytisch-heilpädagogischen Standpunkt aus, ist in ihrer zukünftigen, erweiterten Form als ein für die Orientierung der Kindergärtnerin festgelegter, theoretischer Plan gedacht. Es ist dabei die Überlegung wichtig, daß man bei keinem Kind die Anzeichen einer bestimmten Libidostufe, etwa der oralen, isoliert finden kann. Die Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit schreitet immer vor und greift gleichzeitig zurück und begründet damit die vielseitige triebhafte Anteilnahme des Kindes. Für die heilpädagogische Kindergärtnerin ist es sicher wichtig, daß sie über die Beteiligung der einzelnen Triebregungen und -wünsche in Spiel und Arbeit mehr Klarheit gewinnt, als es bisher möglich war. Schematisierte Behandlung und Beschäftigung ist bei keinem gesunden, geschweige denn beim komplizierten, schwierigen Kind möglich, doch glaube ich, daß eine „psychoanalytische Materialkunde“, so wie sie hier in ihren Ansätzen versucht wurde, zu einer Erleichterung unserer Arbeit führen könnte.

BERICHTE

Bücher und Zeitschriften

Prof. Dr. WALTHER POPPELREUTHER, Psychokritische Pädagogik. Zur Überwindung von Scheinwissen, Scheinkönnen, Scheindenken usw. XIII. u. 245 p. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München, 1933.

Der Autor glaubt, daß „die Fachpsychologie sich auf die wirklichen praktischen Lebensprobleme einstellen müssen“. Um diesem selbstgewählten Ziele zu genügen, untersucht der Verfasser während eines Zeitraumes von achtzehn Jahren die intellektuellen Leistungen der Menschen. An einem Versuchsmaterial, das vom Primaner bis zum Mann in reiferen Jahren und vom einfachen Arbeiter bis zum Hochgebildeten geht, wird auf Grund verschiedenartiger Denk- und Leistungsaufgaben festgestellt, daß 90 Prozent aller Geprüften in jeder Richtung gröblich versagen. Der Leistungsdurchschnitt hebt sich um mehr wie 50 Prozent, wenn man die Prüfenden

zur Kritik an der eigenen Leistung und zur Verlangsamung des Arbeitstempos erzieht. Nicht das Vergessen macht Poppelreuther für diesen Sachverhalt verantwortlich, sondern die Selbstgenügsamkeit und den Mangel an Kritik. Die Menschen begnügen sich mit einem Scheinwissen und einem Scheindenken. Verschwommene Bekanntseindrücke und gefühlsmäßig betonte Schlagworte stehen für echtes Wissen und echtes Urteilen. Zur Steuerung dieses Übels soll in den Schulen Denkschulung als selbständiges Lehrfach eingeführt werden. Die Lehrbücher der verschiedenen Unterrichtsgegenstände sollen den Wissensstoff in zwei Teile teilen. Ein Elementarbuch, „das die fundamentalen Begriffe mit einer schonungslosen Strenge beibringt, daß ein Nichtverstehen und Nichtübernehmen zur seltenen Ausnahme wird". Und gleichzeitig oder nachher soll ein illustrierendes Begleitbuch die Möglichkeit zu Mehrwissen bieten. Der Verfasser kennt die Grenzen der Wirksamkeit solcher Maßnahmen und erwähnt ausdrücklich, daß dem Gefühlsmäßigen gegenüber jede kritische Analyse versagt. Er beruft sich öfters auf die Tiefenpsychologie, von der er freilich konkret bloß das Geltungsbedürfnis, das er als eine „Grundtheorie" bezeichnet, anführt. Freuds Definition des Denkens als „probe-handeln" ist ihm anscheinend unbekannt. Der Verfasser erwähnt ausdrücklich, daß die allgemeine Heuchelei in Bildungsdingen in der früher geübten Heuchelei der kindlichen Sexualität gegenüber ihre Parallele hat. Wieweit Poppelreuthers sichtbares Vertreten um echte „Objektivität und Aufrichtigkeit" durch seine Kenntnis der Psychoanalyse gefördert wird, läßt sich nur vermuten, nicht beweisen.

Hedwig Schaxel, Wien

JOSEPH HAINZ, Das religiöse Leben der weiblichen Jugend. Ein Beitrag zur Religionspädagogik auf Grund einer Umfrage bei ehemaligen katholischen Schülerinnen höherer Lehranstalten. 8° XVI und 320 Seiten, Leinen RM 12·50. Pädagogischer Verlag, Düsseldorf.

Durch die Auswertung von 130 Antworten auf einem vom Verfasser ausgearbeiteten Fragebogen möchte H. dem katholischen Religionslehrer helfen, sich besser in die Mädchenpsyche, insbesondere in die Welt religiösen Lebens während der Reifejahre „einfühlen" zu können. An Hand des vorliegenden Materials von Antworten bemüht er sich, „in das Verständnis des religiösen Lebens der Schülerinnen höherer Lehranstalten, seiner Eigenart, seiner Bedürfnisse, seiner Nöte, seiner Forderungen in der Zeit der Reife einzudringen, um so vom Verstehen der jugendlich-weiblichen Psyche her die religiöse Erziehungsarbeit zu erleichtern und zu befruchten". Die von dem Fragebogen erfaßten Persönlichkeiten haben zum Teil schon seit zehn Jahren die Schule hinter sich. Es handelt sich also bei den Antworten um reines Erinnerungsmaterial, das sicherlich manche anregenden Hinweise für den Religionspädagogen enthält. Nur wird man ein derartiges Erinnerungsmaterial kaum als unmittelbare Widerspiegelung seelischer Inhalte der Reifejahre auswerten dürfen. Zudem sind die der Untersuchung zugrunde gelegten Fragen so unpräzise gestellt, berücksichtigen so wenig die ungeheuere Differenziertheit der Vorstellungsinhalte und Erlebnisweisen des Einzelmenschen, die sich hinter scheinbar gleichlautenden allgemeingebrauchten Begriffen verbergen, daß die Antworten kaum irgendwelche tieferen Einsichten in die eigentlichen Inhalte und Wurzeln der Probleme, Konflikte und „Krisen" des religiösen Lebens der weiblichen Jugend zu vermitteln vermögen. Auch beim besten Wollen läßt sich heutzutage kein tieferfühlendes psychologisches Verstehen auch nur einer Seite des Seelenlebens — auch nicht des religiösen Lebens — finden und vermitteln ohne ernsthafte Berücksichtigung psychoanalytischer Erkenntnisse. Alle psycho-

logischen Untersuchungen, die hieran vorübergehen, werden stets nur seelisches Oberflächenmaterial erfassen und über die Herausarbeitung von „Typen" kaum wesentlich herauskommen. Der Versuch von Hainz ist eine erneute Bestätigung für diese Tatsache.

Dr. med. H. March, Berlin

S. LILIENTHAL, Psychoanalyse im Religionsunterricht. Sonderdruck aus der Jüdischen Schulzeitung Nr. 1–3, 1933, 32 Seiten.

Schon früher haben Vertreter anderer Bekenntnisse den Versuch unternommen, die Ergebnisse der Psychoanalyse für die religiöse Erziehung und den religiösen Unterricht nutzbar zu machen. Hier soll nun gelegentlich einer Jahresversammlung jüdischer Lehrer eine unorientierte Hörerschaft mit der Psychoanalyse bekannt gemacht werden. Man hat den Eindruck, daß dem Vortragenden sein Unternehmen gelingt. Er stützt sich dabei auf die Erfahrungen, die er vor sechs Jahren im gleichen Kreise mit einem Vortrag über „Väter und Söhne" gemacht hat. Diesmal wird die Dynamik des Seelischen (Triebe und Triebschicksale) und die Struktur der Persönlichkeit (Es—Ich—Über-Ich) behandelt; freilich muß dabei manches schematisch und skizzenhaft wirken. V. verlangt, daß der Lehrer soviel von den Neurosen des Kindes weiß, daß er dort Neurosen erkennen kann, wo der Durchschnittsmensch Faulheit, Dummheit, Frechheit u. a. sieht. Mit der Psychoanalyse neurotischer Kinder (Therapie) hat der Lehrer und Erzieher nichts zu tun. Die Individual-Psychologie Alfred Adlers wird in ihrer Bedeutung gewürdigt, aber als einseitig bezeichnet. In einem Literaturhinweis wird die analytische Literatur, soweit sie für den Erzieher zur ersten Einführung wichtig ist, empfohlen.

Hoffer

M. N. SEARL, Some Contrasted Aspects of Psycho-Analysis and Education The British Journal of Educational Psychology Vol II. Part III. 1932, 21 Seiten.

Die Erziehung hat es mit dem Bewußtsein und der äußeren Welt zu tun, die Psychoanalyse mit der unbewußten und innerlichen psychischen Welt. Um die sehr sorgfältige und spezialisierte Technik der Psychoanalyse zu verstehen, muß man die Intensität des Kampfes, den das kleine Kind gegen die Angst führt, und das Gefühl der aggressiven Gefahr begreifen, welche es nicht nur den Widerständen der äußeren Autorität, sondern auch seinen inneren Kontrollkräften zuschreibt. Keine Untersuchungsmethode, die auf den bewußten Geist gerichtet ist, kann diese Sachlage fundamental beeinflussen, weil eine Kluft zwischen gefühlsmäßiger Furcht und der Wirklichkeit besteht, wie leicht im Fall eines „grundlos" geängstigten Kindes bewiesen wird. Der Erzieher schützt sich und seinen Schüler so gut wie möglich vor störenden Affekten, während der Analytiker sie absichtlich herbeiführt, da nur wenn das Kind aus eigener Erfahrung ihre Gefahrlosigkeit und alle Angriffsfaktoren genau kennt, diese Kluft überbrückt werden kann. — Die betrachteten Ansichten einer Gruppe von Psychoanalytikern und Erziehern deuten an, daß die Erfahrung in der Psychoanalyse von weit größerem Wert für die Erzieher ist als eine bloße Kenntnis ihrer Theorie, welche in gewissen Fällen sogar nachteilig sein kann. Aber diese Erfahrung einer tiefen und gründlichen Psychoanalyse würde zu keiner Verschmelzung der Rollen des Psychoanalytikers und des Erziehers führen, welche getrennt bleiben müssen. Ein geordnetes Studium der Psychoanalyse kann jedoch eine wissenschaftliche Basis für einige Gegebenheiten bieten, die für die Erziehung wichtig sind.

Autoreferat

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Hoffer, Wien IX, Lustkandlg. 12.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VII. Jg. (1933), Heft 5/6 (Mai—Juni)

VII. Jahrg. Mai—Juni 1933 Nr. 5/6

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Heilpädagogik

S. Ferenczi † . Ein kleiner Hahnemann

H. Meng . . . . Psychoanalyse und Heilpädagogik

H. Zulliger . . . Psychoanalytische Hilfe bei Erziehungsschwierigkeiten

M. Schmideberg Kindliche Neurosen

Else Fuchs . . . Neid und Freßgier

A. Pörtl . . . . Verspätete Reinlichkeitsgewöhnung

K. Pensimus . . Folgen der Entrechtung

Herta Fuchs . . Probleme der heilpädagogischen Kindergartengruppen

Berichte

Preis dieses Heftes Mark 2·—